November
1947



DER MARIENBOTE

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 2 | Regina, Sask., November 1947 | 16. Jahrgang

Dies und Das

Novembergedanken. Die rauhen Novemberstürme, denen alles zum Opfer fällt, was vor ein paar Wochen noch so froh gegrünt und geblüht, erfüllen unser Denken mit kaltem Erschauern. Das Gesetz der Vergänglichkeit redet aus ihnen zu uns. Daß unser Erdenleben einmal sein Ende finden wird, können wir noch verstehen, ganz gleich wie oft oder wie wenig wir an jene Stunde denken, in der auch wir wie ein welkes Blatt uns vom Baum der Erdengeschichte trennen und im Staube zerfallen werden.

Was wir aber nicht verstehen können, ist das große Welken menschlicher Weisheit in einer Welt, die sich ihrer Wissenschaft und ihrer Staatskunst so laut brüstet. Vieles welkt heute dahin, was eigentlich leben sollte, und zwar noch lange leben sollte. Es ist, als ob das Echo jener feuerspeienden Donner immer noch in den Lüften läge, die wir vor kurzer Zeit über Städte und Menschen gesandt, um sie zu vernichten. Heute sagt man, es sei Friede in der Welt. Und zu gleicher Zeit sind Völker am Aussterben. Sie hungern, ihre Kinder siechen geistig und körperlich an Unterernährung dahin, man gibt ihnen keine Gelegenheit, sich ihr tägliches Brot selbst zu verdienen, man peitscht sie in politische Lager und Kerker, man trennt die Welt in einen Osten und in einen Westen, und stellt überall gerade jene schaurigen Machtmittel auf, die zu überwinden die Söhne unserer Väter und unserer Mütter vor kurzen Jahren in den Krieg gezogen waren.

Es ist ein schauriges Welken über die Menschheit gekommen. Wohl ist es wahr, daß gerade heute Energien an der Menschheitsgeschichte schmieden, vor deren Kraft und Macht alles, was die Menschen vergangener Jahrhunderte getan, geradezu wie ein Kinderspiel sich ausnimmt. Des Menschen Herrschaft hat schwindelerregende Höhen erreicht — nicht aber seine Herrlichkeit. Was wir heute tun, hat ja doch kein lebenerzeugendes Blut in sich. Es erregt Schrecken und Sorgen, nicht aber erlösendes Aufatmen. Es zeigt uns Vernichtungsgewalten, deren Zerstörung bis in die Atome hinabgreift. Das Verbinden des Zerschlagenen will uns Menschen aber nicht gelingen. Immer drehen wir uns um denselben Punkt: Wir müssen zerschlagen, um neu aufbauen zu können.

Was zerschlagen werden soll, steht in den Plänen der Geschichtemacher ganz genau geschrieben. Mit dem Neubau sieht es anders aus. Bis jetzt hat man uns jedenfalls nur solche Systeme für die Politik und Wirtschaft des ‚neuen Zeitalters' gezeigt, in die man die Menschen hineinpeitschen muß, falls Früchte gezeitigt werden wollen. Das System der

großen Freiheit, der Freiheit vom Hunger, von aller Furcht, von wirtschaftlicher Versklavung, vom Staatspolizistentum und von den Unseligkeiten des Hasses und der Sünde ist noch nicht erfunden worden — obwohl es schon solange auf Erden ist, als der Mensch das Ebenbild Gottes in sich trägt.

Wandlung? Walter Schubart, ein schweizerischer Denker, ließ vor kurzem sein neustes Werk „Geistige Wandlung" erscheinen. Er teilt die Menschen in zwei Gruppen ein, in Menschen der Ehrfurcht und der Demut, und in Menschen des Herrentums und der Macht. Die Letzteren leiten heute die Politik und Wirtschaft der Erde. Die ersteren wirken in der Wissenschaft und in der Kultur.

Es gehen eigenartige Dinge in der modernen Wissenschaft vor. Die Wissenschaft war es, die einstens mit der modernen „Entdeckung" kam, es gäbe weder Schöpfer noch ein Jenseits, der Politik und der Wirtschaft damit jene Wege bahnend, die wir heute wandeln. Heute ahnt der Durchschnittsmensch garnicht, wie wenig wir eigentlich von den Entdeckungen der Wissenschaft zu hören bekommen. Die Technik allein mit ihren überraschenden atomischen Entdeckungen, auch die Medezin und die Landwirtschaft sind noch lange nicht alles, was die Welt ‚Wissenschaft' nennt. Alles dieses sind nur Einzelzweige menschlicher Geistesarbeit, die uns in unseren Zeitungen nur so weit genannt werden, als sie — der Politik und der Wirtschaft dienstbar sind.

Früher war es einmal anders. Vor nicht langen Jahrzehnten noch waren unsere Zeitungen voll von sogenannten geschichtlichen, philosophischen und biologischen Entdeckungen, die man gemacht haben wollte, und zwar zum neuen Beweis, daß es überhaupt keine Schöpfung durch ein Allmächtiges Wesen gegeben, daß alles, Stern, Gras, Tier und Mensch, aus einem Urstoff sich entwickelt habe.

Heute liest man fast garnichts mehr davon. Politik und Wirtschaft scheinen uns weit wichtiger als das Denken der Wissenschaftler zu sein, höchstens, daß die Wissenschaftler neue Bomben oder neue Medezinen entdecken, die uns ein langes, wohles Leben hier auf Erden sichern wollen.

Wer aber doch nach den Entdeckungen modernster Wissenschaft ausschaut, kommt langsam ins Staunen. Geschichtsforscher, Biologen, Physiker und Philosophen von größter Autorität treten in immer größerer Zahl auf, und was sie künden, beläuft sich auf folgende Sätze:

‚Unwissenschaftlich ist, wer an keinen Schöpfergott glaubt.'

‚Wie vor kurzem noch über jene gelächelt wurde, die an einen Gott glauben, so wird heute in der Wissenschaft belächelt, wer das Dasein eines Allmächtigen Wesens ‚wissenschaftlich' zu verneinen sucht.'

‚Der Zweck des menschlichen Lebens auf Erden ist im ewigen Schöpfergeist zu suchen.'

‚Es ist im Menschen ein göttlicher Funke. Wo dieser aufflammt und den Menschen durchglüht, hat das Menschenleben Sinn und Zweck. Wo er zum Verlöschen gebracht wird, muß das Verderben sich einstellen.'

Diese Sätze sind nicht vom Schriftleiter erfunden. Sie sind von Männern aufgestellt worden, die heute wissenschaftlich führend sind.

Warum hören wir nichts von ihnen? Warum gibt man uns in unseren Zeitungen nicht ihre Namen, und Beschreibungen ihres Arbeitens und Schaffens?

Der Geist, den sie lehren, paßt jenen, die unsere gegenwärtige Welt führen, nicht in die Pläne. Die Herrischen fürchten die Macht der Ehrfürchtigen, wie die übertünchte Lüge und Halbheit immer schon Angst gehabt hat vor der Wahrheit. Nichts ist schwerer, als des Menschen Stolz und Gier zu brechen. Die Wissenschaft kann ja nur dort überzeugen, wo der Mensch seine eigene Meinung aufzugeben vollständig bereit ist. Und hier liegt gerade der wunde Punkt, im Kleinen und im Allergrößten: Das Aufgeben der eigenen Meinung, um der Wahrheit willen!

Wissen wir, was da alles in der Welt vorgeht? Wir wissen nur, was man uns wissen läßt. Und man gibt uns nur das zu wissen, was jener Politik und jenen Wirtschaftsprogrammen dienstbar ist, für die man uns gewinnen möchte.

Daneben haben wir aber immer noch das große Wissen um den Dreieinigen, ein Wissen, das man uns nun schon seit Jahrhunderten zu nehmen sucht, das aber immer noch lebt, eben weil Er lebt, der da der Herr der Welt ist. „Einen göttlichen Funken trägt der Mensch in sich", schreibt der berühmte französische Biophysiker Pierre Lecomte du Nouy. Langes Forschen und Denken hat ihn und viele andere zu dieser Feststellung gebracht, die der Katholik seit seiner Kindheit schon aus dem Katechismus weiß. Gnade nennen wir diesen göttli-

chen Funken in uns, Gnade, die unsere Gottähnlichkeit ins Uebernatürliche erhebt.

Selbstverständlich werden auch wir sehr wenig von dieser Gnade in uns spüren, solange wir ‚politische' Menschen bleiben; Menschen, die in ihrem Kampfe um Brot und um Gerechtigkeit nur nach politischen Gesetzen denken. Keine Macht ist der Gnade so entgegengesetzt wie die gnadenlose Politik, die unserem Jahrhundert nun schon zwei Weltkriege gesandt hat. Andererseits hat die Politik der Lüge und der Halbheit auch keinen größeren Feind als eben jene Gnade, die von Gott kommt. Die Ganzheit fordert, Demut, Liebe, Kreuz und übernatürliche Menschlichkeit.

Wissenschaftler weisen nun wieder auf das Göttliche im Menschen hin. Seit Jahren schon leben wir in einem nebeldüsteren November. Sollte es wohl möglich sein, daß unsere Tage einer hoffnungsfrohen Adventszeit sich zugewandt haben? Einer Adventszeit, wie sie im christlichen Leben jedem November folgt?

Ob wir heute einem neuen Lichte entgegen gehen, ist schwer zu sagen. Ueber uns steht ja doch ein Licht, das noch niemals ganz ausgegangen war. Jeder weiß, daß sein Name ‚Gott', und daß es nicht schwer zu finden ist. Und doch scheinen wir es nicht finden, ja nicht einmal sehen zu können.

Das Licht aber leuchtet in die Finsternis und es fürchtet keine Nacht. Wie es langsam, ohne erschreckende Wunder, ohne himmelszornige Feuerstrafen, ohne sich überhaupt sichtbar zu zeigen, die Wissenschaft von sich überzeugt, so wird es auch einmal wohl an das politische Denken der Menschen herantreten, um auch dort sein geheimnisvoll siegendes Glühen zu beginnen.

Wohl dem Menschen, der nicht auf dieses Licht wartet, der ihm aber entgegengeht, um es aufzunehmen und weiterleuchten zu lassen. Das ist der Mensch, der die uns umlagernden gefährlichen Novembernebel zerreißt, der dem Hungernden, dem Geknechteten, dem Verfolgten und dem Weinenden jene Morgenröte weist, die da wirklich den Tag der Freiheit von Not und Furcht ankünden. Im Mittelpunkt dieses Tages steht Gott, und wo Gott ist, da gibt es keine Gnadenlosigkeit mehr. Denn Gott ist die erbarmend sich zum Menschen herabneigende Liebe, die da will, daß das Geschöpf ergriffen zu Ihm aufschaut und Ihn anruft: „Vater!"

Der Schriftleiter.

Die Kirche fleht um den Frieden.

Wir richten uns an alle, denen es zukommt, die Annäherungen und Verständigungen für den Frieden zu fördern. Wir flehen sie aus der Tiefe Unseres Herzens schmerzerfüllt an und sagen ihnen: der wahrhaft Starke braucht sich nicht vor dem Edelmut zu fürchten. Störet nicht das heiße Verlangen der Völker nach Frieden!

Gesegnet seien alle, die den Boden bereiten, auf dem der Sinn für wahrhafte internationale Gerechtigkeit neu sprossen, blühen und reifen kann!

Gesegnet seien alle, die sich und ihre Völker frei halten von engstirnigen Vorurteilen, vom Einfluß unbeherrschter Leidenschaften, von schrankenlosem Eigennutz und unrechtlichem Machthunger!

Gesegnet seien alle, die das Flehen der Mütter erhören, die den Kindern nicht das Leben geschenkt haben, damit sie getötet werden und töten, sondern damit sie im Glauben und in edlem Tun wachsen!

Gesegnet seien alle, die hören auf das immer lautere Rufen des Volkes, das nach so langen Leiden, Entbehrungen und Kämpfen nichts anderes verlangt als Frieden, Brot und Arbeit!

Gesegnet seien alle, die einsehen, daß das große Werk einer neuen Völkerordnung nicht möglich ist ohne den Blick zu Gott zu erheben dem Leiter und Ordner alles menschlichen Geschehens, dem Urquell, Wahrer und Rächer der Gerechtigkeit und jeglichen Rechtes!

(Aus der Radiobotschaft des Heiligen Vaters vom 1. September 1943.)

„Lasset uns beten! O Gott, Du lässest es nicht zu, daß Schreckenszeiten über die Völker kommen, die an Dich glauben: nimm gnädig an die Bitten und die Opfergaben des Dir ergebenen Volkes; gewähre uns in Deiner Güte Frieden und gib, daß alle Christenländer vor jedem Feinde sicher seien. O Gott, Urheber und Freund des Friedens! Dich erkennen bedeutet leben, Dir dienen bedeutet herrschen: Schirme uns, die wir in Demut flehen, vor allen Anfeindungen, damit wir, vertrauensvoll in Deinem Schutz geborgen, keines Feindes Waffen zu fürchten brauchen."

(Gebet aus der Votivmesse um Frieden.)

Herrgottswetter

P. Jos. Schneider O.M.J.

Manche Leute nennen es Hundewetter, wenn Regen und Sonnenschein ihnen nicht gerade nach der Nase gehen. Vielleicht, weil es des öfteren so schlimm ist, daß man keinen Hund vor die Türe jagt. Wie dem auch sei: es klingt nicht gut für christliche Ohren. Ein wahrer Christ weiß, daß dem Herrn des Weltalls in Seiner Riesenwerkstatt nichts entgeht. Wie haben wir vor vielen Jahren in der Schule gelernt?

„Kein Tierlein ist auf Erden, dir lieber Gott, zu klein;
Du ließt sie alle werden und alle sind sie dein!“

Der Heiland hat uns dieselbe Wahrheit gelehrt. „Kein Haar fällt von eurem Haupt ohne Wissen und Zulassung eures Vaters, der im Himmel ist.“ Gibt es eine größere Kleinigkeit oder Nichtigkeit als einige Haare, die uns bei der Morgenfrisur im Kamm stecken bleiben? Wir zählen sie nicht. Wir nehmen sie heraus und werfen sie in den Kohlenkasten. Und bei Gott sind sie gezählt! Der ewige Sohn, der im Schoß des Vaters sitzt, versichert es uns. Und keines entgeht dem allsehenden Auge des allwissenden Herrn im Himmel. Wenn Er nun sich mit solchen Dummheiten befaßt, wie viel mehr mit dem Wetter! Hängt doch für der Menschen Wohl und Wehe so viel davon ab. Welche Anstrengung für einen Autofahrer, wenn er sich 100 Meilen durch aufgeweichten Boden durchquetschen muß statt auf trockenen Wegen zu fahren! Und erst die Kranken! Die Lungen- und Herzleidenden! Die Rheumatiker und die vom Hexenschuß Geplagten! Sie sind empfindlich gegen alle Temperaturschwankungen wie ein Barometer. Müssen für jeden kleinsten Sonnenstrahl dankbar sein! Wer aber am allermeisten mit dem Wetter rechnet, ist der Farmer. Gunst oder Ungunst der Witterung spiegeln sich bei ihm im Geldsack wieder, in seinem Bank-account und nicht minder in seinem Schuldenbuch. Aber einerlei, was wir sind und schaffen, für uns alle gilt die Tatsache, daß Gott der große Wettermacher ist. Er steckt hinter Regen und Schnee; hinter Sturm und Hagel; hinter Hitze und Trockenheit. Hinter Kälte und gurgelnder Wasserflut. Und gerade im Wettermachen scheint Er uns unsere Ohnmacht und allseitige Abhängigkeit von Ihm zum Bewußtsein bringen zu wollen.

Jeder ist am Wetter interessiert und könnte er's, er würde es rücksichtslos nach seinem Gefühl und Geschmack herrichten. Grausamste Selbstsucht würde triumphieren. Jeder möchte Gewalt über Regen und Sonnenschein in seinen Händen tragen. Jeder möchte den Herrgott überreden, ihm darin zu willen zu sein. Und wenn der eine Sonne will, schreit der andere nach Wolken oder trockenem Wind. Und die Pauline will mit dem Sonnenschirm spazieren gehen und der Seppel mit dem Regenmantel. Was, wenn der Herr da droben sich an all diese Sonderwünsche stören wollte? Er käme nie zu einem Entschluß. Die ganze Wettermacherei geriete ins Stocken. So handelt Er wie eine Mutter mit eigensinnigen und zänkischen Kindern. Er läßt sich auf garnichts ein und macht's genau so wie Er will. Auf allen andern Gebieten in der Weltregierung hat Er in großzügig-demokratischer Weise den Menschen allerhand Macht und Rechte der Mitwirkung eingeräumt. In Bestimmung des Wetters macht Er von Seinen Herrschafts- und Majestätsrechten Gebrauch. Läßt sich nichts vormachen und nicht das Geringste dreinreden; tut was Er will. Daher kommt's, daß nach dem Ermessen unsrer Farmer die ganze Wettermacherei im Argen liegt. Brauchen sie Regen, dann bläst der chinook; brauchen sie Sonne, dann verkommt die Ernte vor Feuchtigkeit. Die Priester und Bischöfe mit ihren Fest-„committees“ klagen öfters in derselben Richtung. Sehr selten bekommen sie für eine Jubiläumsfeier das erwünschte Wetter. Besonders auf außergewöhnliche Glaubensdemonstrationen scheint es der Himmel abgesehen zu haben. In 1946 drohten drei große Festlichkeiten von gewaltigem Ausmaß im Schlamm zu versinken.

In Fatima fand am 13. Mai die Krönung der Mutter Gottes Statue statt. Der katholische Frauenverein Portugal's hatte die goldene Krone dazu geliefert. Weit über ½ Million Pilger waren zur feierlichen Zeremonie herbeigeeilt. Flugzeuge segelten drüberher und warfen duftende Rosen nieder. Und von hoch oben drüber strömte unaufhörlich der Regen . . .

In Lüttich (Belgien) feierte man inmitten einer ungeheuren Volksmenge und mit rührendem Gepränge das 700. Jahrgedächtnis der Einführung des Fronleichnamsfestes. Es regnete ohne Ende.

In Keewatin (Canada) versammelten sich viele Bischöfe und Priester zur Jahrhundertfeier der Gründung der indianischen Muttermission des hohen Nordens. So etwas hatten die Kinder der Wildnis noch nie erlebt. Die Kirche war zu klein, sie alle zu fassen. So verlegte man alles ins Freie. Der Himmel benutzte die Gelegenheit für eine kalte Dauerwaschung der Mestizen und Indianer.

All das erinnert an den eucharistischen Kongreß in Chicago in 1926. Ungefähr 2 Millionen Katholiken nahmen daran teil. Alles ging gut bis zur Schlußprozession am Michigan-See entlang. Es entlud sich ein Gewitter und es kam herunter in Waschkübeln. Kardinal Faulhaber, der dabei gewesen, meint es sei ein Akt der göttlichen Barmherzigkeit gewesen; er rettete in dem ungeheuren Gedränge viele vor Sonnenstich und plötzlichem Tod. Leider denken nicht alle so wie er.

Der arme Erdenwurm steht oft verzweifelt der Hoffnungslosigkeit der Wetterlage gegenüber. Bald murrt er, bald flucht er. Selbst den Gutgesinnten nimmt es oft

große Selbstbesinnung und Selbstüberwindung sich ins harte Los zu fügen. Ist's uns in der Tat nicht eine große Prüfung und eine schwere Anforderung an unsere sittliche Kraft? Es ist, als klänge uns bei jedem Mond- und Wetterwechsel des Heilands Frage in die Ohren: Liebst du mich?

Den Petrus hat Er nach der Auferstehung so gefragt. Das erste Mal schien es den Felsenmann nicht sehr zu packen. Die Antwort kam ihm schnell und sicher, fast wie selbstverständlich von den Lippen: Herr, du weißt, daß ich dich liebe! Der Herr fragte ein zweites Mal; es stimmte den Petrus nachdenklich. Er schien sich seiner Sache nicht mehr so sicher. Das dritte Mal wurde er traurig. Er blieb bei seiner Antwort; aber die Selbstsicherheit ist daraus verschwunden. Es klingt fast wie eine Bitte um Nachsicht und Erbarmen: Herr, du weißt alles; du weißt auch, daß ich dich liebe.

Genau so geht's im Menschenleben. In jungen Jahren kümmern uns dessen Schwierigkeiten nicht so sehr. Wir leben wie im Traumland und nehmen's, wie es kommt. Später drückt das Kreuz und wir sind geneigt zu streiten mit dem Willen dessen, der es auferlegt. Noch später zerschlägt Er unbarmherzig unsere hochstrebigsten Pläne und es mag wahre Seelenkonflikte mit dem Allerhöchsten absetzen. Selig der, der da die Kraft aufbringt, das Examen zu bestehen und mit blutendem Herzen zu bekennen: Herr, es kommt von dir und du weißt, daß ich dich liebe. Oder wie ein tiefchristlicher Mann mit dem Schnee des Alters in den Haaren es auszudrücken pflegte:

Herr, dein Will' geschehe,
Tut's auch noch so wehe!

Um diese Haltung gegenüber allen Rätseln und Schwankungen des Erdendaseins zu gewinnen, wäre es gut von Zeit zu Zeit einen Besuch auf dem Kirchhof zu machen. Da liegen sie, die den großen Kampf gekämpft. Allen hat der Herrgott die Arbeitswerkzeuge aus der Hand genommen, und nun schlafen sie den Schlaf des Friedens; der eine nach einem 20-jährigen, der andere nach einem 60-80-jährigen Lebensexamen. Was denken sie jetzt von dem Auf und Nieder des Erdenstreites? Ganz anders als vorher! Jetzt sehen sie so klar und beurteilen alles mit erschütternder Nüchternheit:

„Was sind die wenigen Jahre der Bitterkeit
im Vergleich zur ewigen Ruh?
Was sind die Leiden dieser Welt im Vergleich
zu den ewigen Freuden?"

Der hl. Paulus schon hat's geschrieben: Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der ewigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird . . .

Deshalb wollen wir uns besinnen und uns um die rechte Auffassung des Wetters bemühen. Wir können nichts dran ändern und wollen deshalb aus der Not eine Tugend machen. Wollen mit den Jünglingen im Feuerofen singen:

Tau und Regen,
Hitze und Kälte.
Regen und Sonnenschein,
Wolken und Blitze, lobet den Herrn.

Wollen niemals fluchen über „Hundewetter", sondern immer in stiller Ergebung vor dem Herrgottswetter unsre Knie beugen.

Der ungläubige Universitätsprofessor Giovanni Bovio, gestorben 1879 in Neapel, kehrte eines Abends nach Hause zurück. Sein gutes altes Mütterchen saß noch im Speisezimmer und betete den Rosenkranz. Bovio hegte eine innige Liebe zu seiner Mutter. Was geschah? Der Sohn tritt ein, grüßt zärtlich seine Mutter und spricht: „Was machst du denn, Mutter, mit jenem Spielzeug in deinen Händen? — Wirf es doch weg!" Das alte Mütterchen folgt der Aufforderung ihres Sohnes, ließ „das Spielzeug" sachte auf den Tisch gleiten und spricht: „Sieh, Giovanni, ich erfülle deinen Wunsch. Ich will den Rosenkranz weglegen — doch was wirst du mir an dessen Stelle geben?" Am anderen Tage erzählte Bovio den Vorfall seinen Freunden. Wie er zu den Worten seiner Mutter kommt, fügt er voll Rührung hinzu: „Meine Freunde, jene Worte waren wie die Klinge eines Messers, die in mein Herz eindrang. Ich küßte mein liebes altes Mütterchen, legte den Rosenkranz wieder in seine Hände und entfernte mich eilig." — Der ungläubige Professor hatte eben nichts, was er an Stelle des Rosenkranzes hätte geben können!

★

„Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind." Goethe.

„In religiösen Menschen wird der Schmerz der Menschheit Musik." Hebbel.

„Die Religion ist Selbstaufgabe, freilich am anderen Ufer steht ein neues, unausdenkbares Sichfinden. J. v. Coudenhove.

Maria Opferung

**Maria jung und zart
geführt zum Tempel ward,
von ihrer Eltern Hand,
dem Herrn zum Unterpfand.
Da sie zum Tempel trat,
alsbald der Priester naht.
Weiht sie am heil'gen Ort
nach des Gesetzes Wort.
Das Kind im Tempel blieb,
dient' Gott mit Lust und Lieb
elf Jahr im Haus des Herrn,
von ihrer Heimat fern.
Nichts war ihr zu gering,
tat emsig alle Ding;
dacht' nur an Gott allein,
demütig, seelenrein.
So wuchs sie alle Zeit
in Lieb und Heiligkeit;
so ward ihr Herz zum Thron
bereit für Gottes Sohn.
O süße Jungfrau rein,
Du milder Himmelsschein,
laß durch die Jugend dein
uns Gott befohlen sein.**

Aus Bones „Kantat"

Der Knecht

Von Igna Maria Jüngemann

„Danke, Herr Notar", sagte Peter Macke, schloß die Türe, ging durch den kühlen dämmerigen Flur durch die angelehnte Haustüre, schritt die rote Sandsteintreppe hinab durch den Garten und wollte gerade auf die Straße einbiegen, als Lieschen, das Dienstmädchen des Notars, mit eiligen Schritten hinter ihm herkam: „Herr Macke, Sie haben ja Hut und Mantel vergessen".

Peter Macke schaute wie geistesabwesend auf das lachende junge Ding. „Ja, so, danke auch Lieschen!" Zog seinen schwarzen Ueberzieher mit dem Samtkragen an, ohne darauf acht zu haben, daß der Kragen nicht ordentlich umgelegt war, setzte seinen Hut auf und nahm die Richtung auf die Landstraße.

„Haha", lachte Lieschen aus vollem Halse, „Herr Notar, der Macke war ganz plemplem! Wenn dem man unterwegs nicht noch etwas passiert!" und wollte sich ausschütten vor Lachen, aber der Notar sagte nur: „Lieschen, auch Glück kann töten! Wir wollen hoffen, daß Macke es gut übersteht, er ist ein kreuzbraver, ehrlicher Mensch!"

Mechanisch setzte Peter Macke einen Fuß vor den andern. Schnurgerade dehnte sich die Landstraße, von alten, knorrigen Apfelbäumen umsäumt. O, Peter kannte sie alle, wußte genau, welche Sorte eßbar, welche Sorte nur Kochäpfel waren. Wie oft hatte er in seiner Jugend die Sorten durchprobiert, nicht immer gerade zum Vorteil seines Magens. Aber den großen Peter Macke bewegten ganz andere Gedanken als Früchte der Chaussee-Apfelbäume, die erst im kommenden Herbst ihre Abnehmer finden würden. Ach, Peter Macke war vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht; der ewige Kreislauf der Dinge, die seinen Arbeitstag ausmachten, war so gründlich gestört, daß er nicht einmal den Gruß des Dorfbriefträgers erwiderte, der auf seinem Rade zur nahen Kreisstadt fuhr. Noch heute früh hatte Peter überlegt, was alles zu tun, zu erledigen, zu ordnen sei, bis die endlich gefundenen Erben auf Karges Hof ihren Einzug hielten, die Stube hatte er weißen wollen und die Diele, am Schweinestall mußte eine Latte festgeschlagen werden, einige Sprossen der Hühnerleiter waren lose. Nein, es sollte alles in Ordnung sein, wenn die Erben Karges Hof übernahmen. Freilich, für ihn war dann kein Platz mehr auf dem Hofe, der ihm nach freudloser Kindheit Heimat geworden war. Aber ein Mensch, der gesunoe Glieder hat und die Arbeit nicht scheut, kommt überall durch, nur würde es halt länger dauern bis er Lehnerts Fina holen konnte. Das war wohl schmerzlich, sie hatten heimlich Pläne gemacht, ja zu Martini wollte Peter den Bauern fragen, ob er mit der Heirat einverstanden sei. Fina konnte dann die Hauswirtschaft besorgen, im übrigen blieb alles beim Alten. Fina war ehrlich, sparsam, treu, als Aelteste von acht Kindern lernt man schon herzhaft zupacken und die Hände regen. Der unerwartete Tod von Anton Karg hatte alle diese Pläne zerstört, Fina hatte sogar den niedergeschlagenen Peter getröstet. „Wir sind noch so jung! (Obgleich Peter den Dreißigen nahe war und Fina in der *Mitte* der *Zwanziger* stand!) Was liegt daran, wenn wir noch warten müssen, Du hast bald wieder einen guten Hof gefunden. Ich warte auf dich!" Und da wußte Peter, daß es besser war, eine Stelle zu verlieren, als seine Fina, die so tapfer die Kümmernisse des Lebens trug und mit ihrer hoffnungsfrohen Zuversicht Peters Sorgen zerstreute. Ja, so war es noch heute früh gewesen, bevor er den nicht leichten Gang zum Notar der nahen Kreisstadt tat. Er hatte sich vorgenommen, bei der Sägemühle, die auf halbem Wege lag, vorzusprechen. Vor nicht allzulanger Zeit hatte er dem Müller, einem Freunde des verstorbenen Bauern, den Leiterwagen geliehen. Dieser Leiterwagen mußte auf dem Hofe stehen, bevor die Erben hinkamen. Nichts sollte fehlen; denn gleich nach dem raschen



Edmund Harburger **Beim Apfelwein**

Lobet, o lobet!
Lobet, o lobet! In Gottes Namen lobet!
Lobet vom hohen Himmel her den Herrn,
lobt ihn in seinen ewigen lichten Höhen!
Lobet ihr Engel allesamt den Herrn,
als gute Hirten der Menschen lobet ihn!
Lob ihn, du Sonne, Mond du, Himmelswächter,
lobt ihn, ihr Sterne und im Tal ihr Lichter!
Lob ihn, du schützendes Zelt, du Dach des Himmels,
ihr fliehenden Wolken lobt den Namen des Herrn!
Mit seiner Stimme ruft er euch zusammen,
der alles schuf, er ist der Hirt der Herde!
Ihm sollt ihr dienen, wie er euch geboten:
Erfüllet das Gesetz und lobt den Herrn!
Lobt ihn, ihr rauschenden Bäche aus der Erde,
Berggeister, leuchtende Firne, lobt den Herrn!
Lobet ihn, Feuer, Gletscher, Schnee und Stürme,
ihr brausenden Winde und Wetter lobt den Herrn!
Ihr herrlichen Berge, Gräte, fruchtbare Hügel,
ihr Tannen, Arven, Lärchen lobet den Herrn!
Du flüchtiges Wild, du Adler stolz in den Lüften,
ihr glockenklingenden Herden, lobet den Herrn!
Lobt ihn, ihr Herren, lobt ihn, ihr Völker der Erde,
ihr Bauern, Räte und Richter, dienet dem Herrn!
Dienet ihm, Jungfern, dienet ihm, Burschen und Mannen,
Alte und Junge, preiset den heiligsten Namen!
Gerötete Firne strahlen die Herrlichkeit Gottes,
hochaufgerichtet hat er sein Volk in den Bergen.
Lobt ihn mit Psalmen und Liedern, mit Jauchzern des Abends,
Glocken und Loblied verkünden: Der Herr ist uns nahe!
Lobet, o lobet! In Gottes Namen lobet!
Ave — Ave — Ave Maria!

Frei nach dem Morgenlob der Kirche, Psalm 148,

von J. K. Scheuber 1946.

Tode des Bauern war der Notar gekommen, hatte eine Inventuraufnahme gemacht, er war durch Haus, Scheune und Ställe gegangen, das Vieh war gezählt, die Vorräte an Frucht, Heu und Stroh aufgenommen. Gewissenhaft hatte Peter Rechnung abgelegt vor dem Notar; ein ganzes Jahr lang, alle Vierteljahre hatte er den Weg zur Kreisstadt gemacht, er konnte wohl vor den Erben bestehen. Das Vieh war instand, die Frucht gut verkauft, die Felder ordnungsmäßig bewirtschaftet. Jetzt, wo das Frostwetter anhielt, wollte er das Feld im Anger düngen, wer weiß ob der neue Besitzer gleich dazu kam, und dann war es vielleicht zu spät. Es wäre doch eine Sünde und Schande, gutes Feld brach liegen zu lassen! Die Wintersaat stand prächtig, wenn der neue Besitzer nur so weitermachte, dann konnte er auf dem kleinen schuldenfreien Bauernhofe ganz gut durchkommen. Zwar mußte er selbst tüchtig mit zufassen, denn die Erträgnisse der Landwirtschaft standen so niedrig im Preise, daß man schon leicht in Rückstand geraten konnte. Wie hatten Anton Karge und Peter Macke sich geplagt, um den kleinen Hof schuldenfrei zu machen! An dem Tage, als die letzte Hypothek ausbezahlt war, hatte Anton Karge, der wahrhaftig sonst niemals ins Wirtshaus ging, seinen Knecht Peter mitgenommen und ihm zwei Glas Bier spendiert. So glücklich wie an diesem Tage war Peter Macke noch lange nicht gewesen, Anton Karge hatte im Beisein des Bürgermeisters gesagt, daß er es nur geschafft habe, weil Peter Macke ein so brauchbarer, ehrlicher und zuverlässiger Knecht sei. Das war das erste und einzigemal, daß Peter von seinem Bauern ein Lob gehört hatte.

Mit vierzehn Jahren war Peter auf Karges Hof gekommen, Peter, der als Vollwaise im Armenhause des Dorfes groß geworden war, sollte sich für ein Handwerk entscheiden. Der Schmied des Dorfes wollte Peter in die Lehre nehmen, aber Peter hatte so flehentlich gebeten: „Ich will Bauer werden!", daß Anton Karges, der als Gemeinderatsmitglied bei der Schulfeier zugegen war, kurzerhand bestimmt hatte: „Den Peter Macke nehme ich. Er kann bei mir Knecht werden!" Peters Dank wehrte er ab: „Danken kannst du, indem du ein ordentlicher Knecht wirst. Will sehen, ob du zum Bauern taugst!"

Da war Peters Ehrgeiz erwacht, er hatte nur noch Augen und Ohren für Karges Hof. Er wußte bald so gründlich in allem Bescheid, daß Karge heimlich über den Jungen staunte, und als die Winterschule in der Kreisstadt ihre Werbungsschreiben rundschickte, hatte er Peter für den Halbjahrkursus angemeldet. Peter brachte das beste Zeugnis mit, Karges Hof profitierte von dem, was Peter gelernt hatte. Dann kam die Zeit, da der erste Knecht sich selbstständig machen wollte. Er heiratete in einen Bauernhof des nächsten Dorfes, und noch bevor Karge irgend etwas sagen konnte, erbot sich Peter, die Stelle des Knechtes zu übernehmen. „Versucht es mit mir, Bauer, es ist noch immer Zeit, einen Knecht zu holen!"

„Willst du mehr Lohn?"

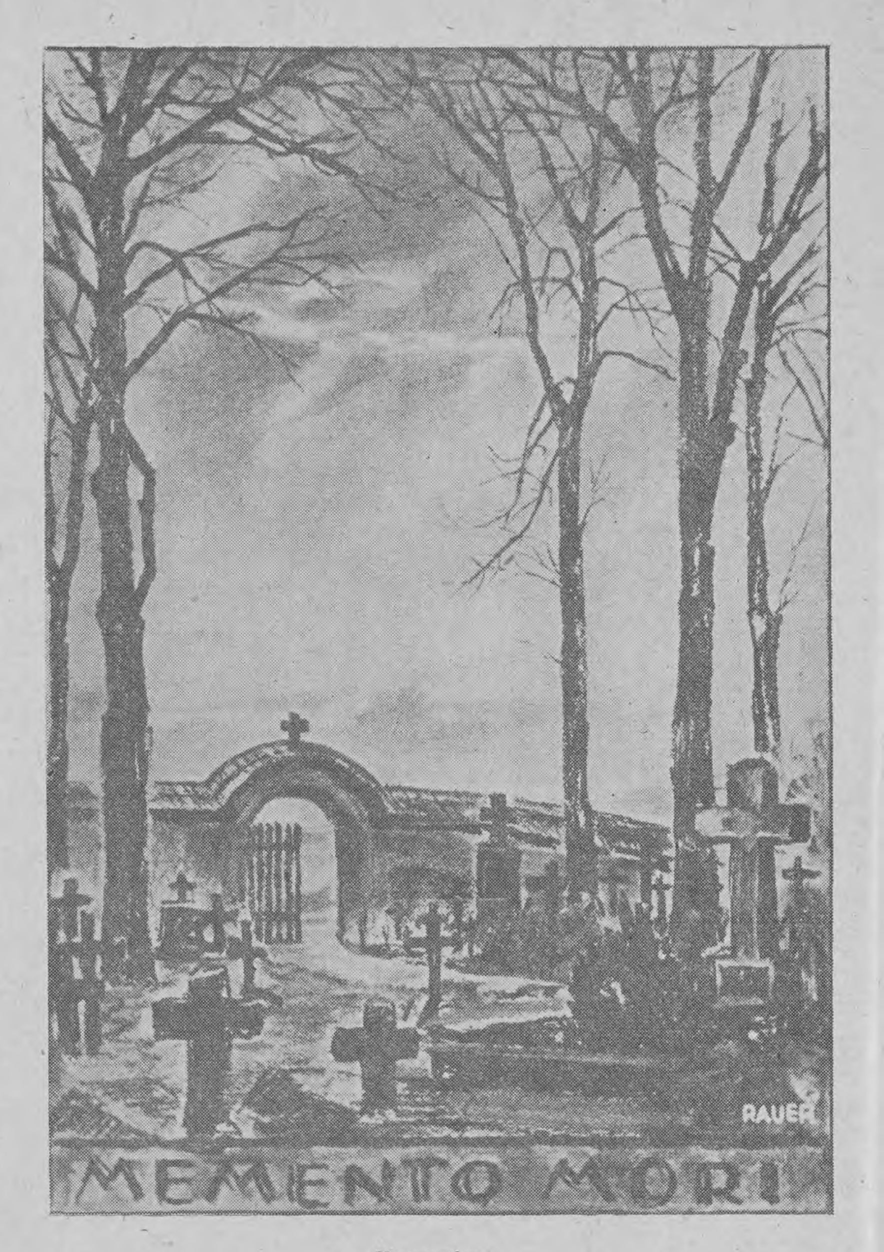
Rot flammte es über Peters Wangen und Schläfen, es sah aus, als wollte er aus der Stube gehen. „Ihr braucht mir gar keinen Lohn zu geben, Bauer", die Stimme zitterte vor niedergehaltener Erregung, „ich tu' es, weil ich hier zuhause bin und weil ich soviel hier gelernt habe. Ich weiß, daß ich es kann! Ueberlegt es Euch!" Dann war er, schon wieder ruhig, aus der Stube gegangen. Sie hatten weiter nicht über die Sache gesprochen, nur, als am folgenden Morgen Peter mit dem Scheck auf das Land ziehen wollte, um zu eggen, rief der Bauer, der gerade über den Hof kam, ihm über die Schulter zu: „Peter wir lassen es so! Kannst Knecht sein!", hatte die Scheunentüre hinter sich zugeschlagen, bevor Peter

irgendwelche Antwort geben konnte.

Und Peter war hinausgefahren auf das Land, das, frisch gepflügt, nach Erde und Frühling roch, hatte seinen Scheck vor die Egge gespannt und war mit großen Schritten über die schweren Schollen gestampft. Akkermannchen wippten über das Feld, begierig, ob der scharfe Zahn der Egge nicht einen Engerling oder einen Wurm für sie ausgrabe. Krähen strichen vom nahen Walde auf und da überkam Peter Macke die Freude so stark, daß er den verwunderten Scheck um den Hals faßte und glückselig in die friedvolle Stille rief: „Scheck, nun bin ich Knecht."

Und Scheck sah den Peter aus braunen, klugen Pferdeaugen an, als wollte er sagen: „Ja, ja, das ist ein Glück! So ein Glück! Peter!" Als die Mittagglocke läutete, waren sie im Hofe eingefahren, so als ob sich inzwischen gar nichts geändert hätte. Nur bevor sie wieder an die Arbeit gingen, hatte der Bauer bestimmt: „Peter, du ziehst denn jetzt auch in die Knechtekammer. Die Dämmsche soll sie dir in Ordnung bringen!" Das war die zweite große, unerwartete Freude an diesem Tage, und als er abends nach Hause kam, fand er die Knechtekammer schon für sich hergerichtet.

Anton Karge hatte den Tausch nicht zu bereuen, ein eigener Sohn hätte nicht mehr Interesse für den Hof bezeigen können, als dieser fremde Knecht. Karges kleiner Hof war beinah mustergültig, es geschah oftmals daß man sich bei Karge für dieses und jenes Rat einholte. Nie wurde Peter zudringlich oder vertraut, immer wahrte er den Abstand, immer blieb Anton Karge für ihn der Bauer, in dessen Diensten er stand.



November

Einmal als Peter vom Kirchhof kam, er hatte das Grab von Margarete Karge, geborene Schritt und ihrer beiden Söhnlein Anton und Johannes, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet, in Ordnung gebracht, hatte er zum Bauern gesagt, ob es denn nicht besser sei, wenn auf Karges Hof eine Bäuerin käme. Zwar sei die Nachbarin, die Karges Hauswesen mit versah, eine ordentliche, rechtliche Person, aber auf einen Bauernhof gehört die ordnende, feste Hand einer Bäuerin. Mehr denn zehn Jahre lagen zwischen heute und dem Tage, da man Margarete Karge mit ihren Söhnlein Anton und Johannes aus Karges Hof zum Gottesacker getragen hatte. Da hatte Anton Karge den Kopf geschüttelt: „Peter, es gibt Dinge, die man nie verwinden kann. Sprich nicht darüber. Laß es gut sein!" Und Peter hatte sich vorgenommen, nie mehr Karges Privatleben zu berühren. Das Brautbild von Anton und Margarete Karge hing in der Wohnstube über dem schwarzen Ledersofa, ein Kranz von Strohblumen und Buchsbaum verdeckte den braunen Rahmen. Den hatte Fina Lehnert geflochten als Dank, weil Peter ihr Land ohne Entgelt mitpflügen durfte. Fina war es auch, die das Grab von Margarete Karge in Ordnung hielt und mit selbstgezogenen Blumen bepflanzte. So kam es, daß Anton Karge keine Einwendung machte, als Peter Macke ihm eines Abends eröffnete, er habe sich Fina Lehnert versprochen. Wenn es

einmal Zeit sei, wollten sie heiraten. Ja, Anton Karge hieß den Plan gut, Peter wußte, zu wem er gehörte.

Fünfzehn Jahre arbeitete Peter schon auf Karges Hof. Viel hatten sie miteinander erlebt: Scheck war der Rotzkrankheit erlegen, dem Rotlauf waren in einem Jahre sämtliche Schweine zum Opfer gefallen. Einmal schlug der Blitz in die Scheune ein. Zum Glück konnte das Feuer bald erlöscht werden, so daß nur Verlust an Frucht und Stroh zu beklagen war. Hochwasser hatte sie tagelang im Hause festgehalten und von der übrigen Welt abgesperrt, aber das waren Ereignisse, die bald wieder überwunden waren. Die Verluste wurden durch gute Ernten oder günstigen Viehverkauf wieder ausgeglichen. Nach kurzer Feierzeit in strengen Wintertagen hatte die Arbeit in Wald und Feld wieder begonnen. Tage hatten sich zu Monaten, Monate zu Jahren sich gewandelt. Unter Arbeit und Sorgen war die Zeit verronnen, bis zu dem Tage, da man Anton Karge wie leblos vom Felde ins Haus trug. Mitten in der Erntearbeit hatte ihn der Schlag getroffen. Als er das Bewußtsein wieder erlangte, hatte Peter Macke an dem Bette des gelähmten und stummen, völlig hilflosen Bauern gesessen und immer wieder mit Tränen in den Augen versichert: „Bei Gottes Gerechtigkeit, Bauer, es wird alles so werden, wie Ihr es wollt!“ Den Arzt hatte er geholt, aber nur noch der Pfarrer konnte helfen. Und so war Anton Karge hinübergegangen an einem sonnenheißen Augusttage, begleitet von dem Dengeln der Sensen und dem Rauschen des fallenden reifen Korns. Und als die hochgefüllten Erntewagen durch die Dorfstraße ratterten, als die Mägde den bunten Erntekranz in Scheuer und Diele aufhingen, da wölbte sich schon der Hügel über dem, was einst als Anton Karge in eben jene Fröhlichkeit miteingestimmt hatte, was sich nun im Geiste einen Ueberschlag über die Frucht gemacht hätte und in Sorge gewesen wäre, ob die Dreschmaschine auch zeitig für ihn zu haben sei.

Diese und viele andere Sorgen mußte er dem ehrlich trauernden Peter überlassen, der still und betrübt durch das leere Haus schritt und nicht wußte, was ihm die nächste Zukunft bringen werde. Denn kaum, daß Anton Karge seinen Hof für immer verlassen hatte, sprach der Notar der nahen Kreisstadt bei Peter vor, eröffnete ihm, daß der Bauer ein Testament hinterlassen habe mit der Bestimmung, daß es erst eineinhalb Jahre nach seinem Tode zu öffnen sei. Bis dahin solle Peter Macke den Hof weiterführen, er habe keinerlei neue Bestimmungen zu treffen und müsse dem Notar alle Vierteljahre Rechnung ablegen. Und da war es auch, daß Lehnerts Fina ihren Peter trösten mußte, denn nun hieß es für den Knecht Macke eine neue Stelle suchen. Das war nicht so leicht, die Bauern mußten sparen, viele große Bauernhöfe waren in Schulden geraten, man nahm nur noch sogenannte „Saisonknechte“. Wo sollte Peter in der stillen Zeit bleiben? Ach, die schöne Hoffnung, mit Fina ein, wenn auch ganz bescheidenes Heim zu gründen, war in weite, weite Ferne gerückt. Man mietete nicht gern einen dreißigjährigen Knecht, der höheren Lohn zu beanspruchen hatte. Wo der Bauer noch einigermaßen rüstig war, tat es auch ein Jungknecht. Ja, Anton Karge hatte Peter in großen Sorgen zurückgelassen. Gut, daß die Arbeit nicht viel Zeit zum Grübeln ließ. Der Tag mit seinen hundertfältigen Pflichten verlangte sein Recht, und Peter, viel zu sehr verwachsen mit Karges Hof, schaffte jetzt für zwei. Seine einzige Genugtuung in der schweren Zeit war, daß er stets eine fehlerlose Abrechnung dem Notar übergeben konnte. Am Todestage von Anton Karge hatte er aus eigener Tasche und trotz der Erntezeit, wo die Zeit weiß Gott knapp genug war, ein Totenamt bestellt, auch Fina hatte sich dafür freigemacht und dann waren sie rasch zum Friedhof gegangen, um am Grabe ein kurzes Gebet zu sprechen. Unter Arbeit und Sorgen war der Herbst unmerklich zum Winter geworden, man hatte vor der Krippe gekniet und tausend gute Vorsätze für das neue Jahr gefaßt. Endlich war es Peter gelungen, eine Stelle als Knecht in einem nicht allzuweit entfernten Dorf zu finden. Sobald die Erben auf dem Hof Bescheid wußten, würde er sein Bündel schnüren und Abschied nehmen von Karges Hof, der dem heimat- und elternlosen Peter Heimat, Glück und Freude gewesen war.

Und dann hielt er die Benachrichtigung des Notars in Händen, daß er sich am 12. Februar um neun vormittags bei ihm einzufinden habe. Der Tag der Testamentseröffnung. Fina hatte ihn noch ein Stück die Landstraße begleitet. „Was es auch immer ist, Peter, du hast eine Stelle, was kann schon sein! Unsere Lina kommt Ostern aus der Schule, dann nehme ich Dienst an. Wenn wir zu zweit sparen, geht es schon. Das wäre gelacht, wenn wir beide das nicht fertig brächten!“

Bis zu dem Augenblicke, da der Notar das Testament ihm vorgelesen hatte, wußte Peter sich genau zu erinnern. Was dann kam, war so überraschend, so überwältigend, daß er die Stimme des Notars wie aus weiter, weiter Ferne hörte. Daß er den Notar fragend und ratlos ansah, daß er mit einem knisternden Papier in der Hand vor ihm stand, unfähig ein Wort zu sprechen. Daß er an der Mühle vorüber ging, ohne auf den Anruf des Müllers zu achten, daß er auch nicht gewahrte, daß Lehnerts Fina an der Wegbiegung sichtbar wurde und ihm winkte. Bis sie vor ihm stand und seine Hand ergriff: „Peter — —?“

Er sprach kein Wort. Faßte in die Tasche, reichte ihr ein Schreiben. „Was ist **Peter?**“

„Nicht!“ sagte er, „Fina, nicht!“ Bog auf den Feldweg ein zum Anger, wo Karges Feld lag. Da riß er Fina an sich: „Unser Land, Fina!“ Und leiser: „Fina, Karges Hof ist unser — —“ Und er bückte sich, nahm eine Handvoll brauner Erde, die so herb und stark nach neuem Leben und Frühling roch: „Fina, Heimaterde, wir wollen sie hüten für unsere Kinder! Daß sie gute ehrliche Bauern werden und in Ehren halten, was Anton Karge an uns weitergab.“

„Was liegt daran, wenn ich in Banden bin, wenn nur auf alle Weise Christus verherrlicht wird.“ **Paulus.**

Der Samstag

Von P. Otto Hophan, Stans

Der Samstag ist das Amen der Woche und das Aufatmen des Menschen, der sich an den Dornen und Disteln des Lebens sechs Tage gemüht und geritzt hat. Wie traut ist es am Abend des Samstags, am „Feierabend", am „Sonnabend", wie er gemütvoll getauft wurde. Die Woche ist vollbracht, die Glocken läuten übers Land, wir werden still und schauen auf. Und siehe, da kommt mit leisem Schritt der goldene Sonntag auf uns Müde zu.

Diese friedliche Ruhe ist dem Samstag schon vom Schöpfer Selber einerschaffen worden. Der biblische Bericht über die sechs Schöpfungs„tage" läutet in den feierlichen Worten aus: „So wurden vollendet der Himmel und die Erde und ihr ganzes Heer. Und es vollendete Gott am sechsten Tag Sein Werk, das Er gemacht, und Er ruhte aus am siebten Tag von Seinem ganzen Werke, das Er gemacht. Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn; denn an ihm hat Er ausgeruht von Seinem ganzen Werk, das Gott geschaffen und gemacht hat." Die Heilige Schrift, für Menschen geschrieben, spricht hier von der „Ruhe" des Schöpfers in einem rührend menschlichen Bilde.

Der gleiche Wochentag wurde auch auserwählt für die Ruhe des Erlösers. Wie der Vater, so hat auch der Sohn am Freitag das höchste Werk vollbracht, der Vater die Erschaffung, der Sohn die Erlösung des Menschen im furchtbaren Tod am Kreuz. Nach diesem letzten und schwersten Werk ruht nun auch der Sohn am Samstag aus, in der Ruhe des Grabes. Der Karsamstag, der „Heilige Samstag", wie die Kirche ihn tiefsinnig nennt, ist ein wunderbar friedlicher Tag, der stillste Tag des ganzen Kirchenjahres, voll ruhiger Trauer und heimlicher Hoffnung, umblüht von den Primeln des Frühlings und leise umjubelt von nahenden Engeln. Nach dem Bekenntnis unseres Credo ist die Seele Christi an diesem Tage „abgestiegen in die Höllen", in das trauernde Reich der seit Adam in das Jenseits hinübergegangenen Menschen, die immer noch des Himmels harren mußten. Nach einem geheimnisvollen Worte, das Petrus im ersten Briefe schreibt (3,20), „predigte Christus damals den Geistern im Kerker". Die römischen Christen mußten es als eigentümliche Fügung erkennen, daß Christus gerade am Samstag, am Saturnstag, in die Unterwelt gestiegen war. Saturn galt dem römischen Heidentum als Gott der Unterwelt und Schirmherr der Satten. Christus, diese am Kreuze untergegangene Sonne, war am Samstag auf nächtlicher Fahrt in der Unterwelt, aber schon zuckte Sein Aufgang in scheuen Strahlen über die schweigenden Welten, schon drängte das Weizenkorn Seines heiligen Leichnams als siegreiche Saat zur Auferstehung.

Nebst dem Sonntag hat kaum ein anderer Wochentag sein christliches Antlitz so sehr verloren wie der Samstag. Dieser von Natur und Religion aus ruhige Tag ist im modernen Leben voll Unrast geworden. Samstag, Samstagabend! Man sieht das Gewimmel, das sich in letzter Hetze in Läden und Geschäften drängt. Man hört das Rollen der Räder, die mit Heeren in die Fernen steuern. Man spürt das Locken der Inserate und Reklamen, die zu Entspannung und Vergnügung locken. Nun sind wir freilich keine Juden, die auf den Sabbat als wie auf einen Feiertag verpflichtet wären. — Die christliche Samstagruhe, der wir hier das Wort reden möchten, ist anders geartet und anders begründet als die jüdische Sabbatruhe. Der eine Grund liegt im Sozialen. Die Hast des Heute ist für viele so streng, daß ihre Woche rascher als früher verbraucht ist und der Sonntag allein zur Erneuerung der leiblichen und seelischen Kraft nicht mehr genügt. Der freie Samstagnachmittag ist für viele eine nötige Wohltat, die — vielleicht als freier Montagnachmittag — immer mehr auch jenen zugänglich gemacht werden sollte, die am Samstag selber von ihren Pflichten festgehalten werden. Dieser freie halbe Tag am Ende der Woche ist wie ein Filter, der Staub, Müde und Groll der Werktage auffangen kann. Er ist aber noch mehr: die Vorhalle des Sonntags, darin sich der Christ für den Eintritt in den Dom und Tag des Herrn sammeln soll. Und hier, im Religiösen, liegt der andere, tiefere Grund der Samstagruhe.

Der Samstag muß darum voll Rücksicht auf seinen hohen Nachbarn, der Sonntag, sein; von ihm muß er sich umfrieden lassen. Was immer den Sonntag entlastet, entspannt, entrümpelt, was ihn behütet, befördert, befreit, das ist am Samstag gut. Das gilt auch von den Vergnügen des Samstags. Es gibt eine Reihe von Samstagvergnügen und Ausspannungen, die den Sonntag nicht belasten, sondern im Gegenteil entlasten. So werden zum Beispiel in England sportliche Veranstaltungen nicht am Sonntag, sondern am Samstag gehalten, und man möchte wünschen, daß es auch bei uns also wäre, also käme! Was den Sonntag hingegen bedroht, beschädigt, beeinträchtigt, das ist am Samstag verwerflich. Hier läßt sich der entsprechende Reim auf die sogenannten „Samtstagabendanlässe" leicht finden. Die bedauerliche Unsitte, den Samstagabend mit Veranstaltungen zu belegen, die sich bis tief in die Nacht, ja bis in den Sonntagmorgen hineinziehen, will trotz allen Mahnungen und Verboten pflichtbewußter Hirten nicht verschwinden; sie breitet sich im Gegenteil wie eine Epidemie von den Städten auch immer mehr aufs Land aus. Ein solcherweise verjubelter Samstag wird seines eigenen ruhigen Charakters und seiner Stellung in der Woche untreu. Anstatt Fundament für den Sonntag zu sein, macht er sich zu dessen Grab. Denn es läßt sich leicht vorstellen — und die Erfahrung bestätigt es —, wie eine Sonntagsfeier nach durchwachter

und durchlachter Nacht aussieht. Sehr viele kümmern sich dann um den Sonntag überhaupt nicht mehr, und das treue Schärlein der Gewissenhaften, das trotzdem der Sonntagspflicht genug tun will, vermag kaum anders, als mit halbem Auge dabei zu sein. Wohl ist der Samstagabend für solche Anlässe dienlich; denn es folgt ihm der arbeitsfreie Sonntag. Darf aber just der eine Tag des Herrn mit einer Hypothek belastet werden, die man keinem andern Wochentage aufbürden will? Verantwortungsbewußte Eltern und Vorsteher von Vereinen werden darauf dringen, daß der Samstag den Sonntag nicht schädige, sondern schütze.

Wie lieb ließen sich die Abende, der Abend des Samstags zumal, gestalten, wenn wir nur das Feiern etwas besser verstünden und nicht ständig in der Furcht und Flucht vor uns selber lebten. Das gemütvolle Geläute des Samstagabends von den Türmen der Kirche sollte auch alle Glocken unserer Seele zum Schwingen und Klingen bringen: die Glocke der Freude, denn wieder ist eine Woche getan und manches Gute gesetzt. „Vater, ich habe das Werk vollbracht, das Du mir zu tun übergeben hast." Die Glocke der Reue, denn über jede Woche hat sich auch Staub gelegt, vielleicht sogar ernste Sünde; wir sinnen in Reue nach, und weise tun wir daran, drückende Beladenheit am Samstagabend zum Beichtstuhl hinzutragen, um Weißen Sonntag feiern zu können. Die Glocke des Dankes, des Dankes vor allem, denn jede Woche, auch die schwerste, ist schwer an Güte Gottes, und unerschwinglich ist das Talent der Zeit. Die Glocke der Bitte, daß unsere Wochen auch weiter in guten Geleisen laufen und einmünden in den ewigen Sonntag. Die Glocke des Vertrauens, hell und unbesieglich. Herr, in Deine Hände lege ich die Sorge für mein Jetzt und Ende! Das sind die Glocken, die am Samstagabend in der Seele des christlichen Menschen läuten wollen.

An diesem Abend wenigstens sollte sich die Familie, die während der Woche oft genug versprengt sein muß, in lieber Gemeinschaft zusammenfinden. Der schönste Samstagabendanlaß ist der Familienanlaß, vorausgesetzt, daß es Eltern und Kinder verstehen, diese wertvolle Weile familiär zu gestalten.

Es würde dieser Samstagabendbetrachtung Wesentliches fehlen, wenn wir nicht ausdrücklich noch Mariens gedächten. Denn seit alten christlichen Zeiten war dieser Wochentag der Gottesmutter geweiht. Schon im Andachtsbuch, das Alkuin für Karl den Großen verfaßte, leuchtet der marianische Charakter des Samstags auf. Papst Urban II. schrieb auf der Synode von Clermont im Jahre 1095 den Klerikern das Officium der Allerseligsten Jungfrau für den Samstag vor. Kardinal Petrus Damiani befürwortete eine eigene Messe zu Ehren Mariens am Samstag, eine Uebung, die Franz von Assisi auch in seinen Orden einführte, wo bis heute am Samstag die Votivmesse zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis gefeiert wird. Das Römische Missale hat für den Samstag eine eigene Messe, wechselnd nach den verschiedenen liturgischen Zeiten, vorgesehen: Maria in Sabbato-Maria am Samstag!



Des Tages und des Lebens Last

Wie sinnvoll, daß wir Maria am Samstag begegnen. Eine gute Mutter ist die erste am Morgen und die letzte am Abend, auch am Abend einer Woche. Sie wischt uns den Schweiß von der Stirne und die Sorgen aus den Augen, sie ordnet, was an der Woche geordnet war, und erfüllt auch an Gräbern von Plänen mit neuem Mute. Vielerorts werden am Samstag die Gräber des Friedhofs geschmückt. Das geschieht zunächst aus dem Gedanken an den nahen Sonntag, aber vielleicht noch tiefer aus dem christlichen Unterbewußtsein an das Karsamstaggrab des Herrn, das allen Gräbern die Hoffnung auf die Auferstehung gibt. Einmal wird der letzte Samstag kommen, und es muß schön sein, am Samstag heimzugehen. Das Werk ist dann vollbracht, die Glocken läuten Feierabend, der Sonntag naht, und am goldenen Tore steht Maria und lächelt. Maria in Sabbato! Dann wird sie uns heimführen und Jesus zeigen, die gebenedeite Frucht ihres Leibes. Dann werden wir daheim sein, dann werden wir immer daheim sein, die ewige Unruhe in der ewigen Ruhe.

„Wenn Christi Sinn uns leitet aller Orten, so ist Gott selber in uns Mensch geworden." Thoma

„Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen." Goethe

Die vier Tschuegenmanndln

Von H. Schrott-Pelzel

Bei der Tschuegenhütte unter der roten Porphyrwand des Tchigats zwieselte (dämmerte) es. Der Tag schlich wie ein müder Mensch um das Holzhaus. Ueber dem smaragdenen Ozean des Föhrenwaldes begann ein Braus. Jetzt sank er nieder in das hohe Baumgewölbe. Des Windes Spiel begann. Dürre Tschurtcheln schlugen auf das Schindeldach, als klopfte der Unfried ans Holz, und schwefelgelbe Blüh' flog ringsum aus den neuen werdenden Früchten. Die Sturmeswucht hörte sich an wie gewaltige Meere, die von unendlichen Höhen flossen, rauschten, wieder schwiegen, aufs neue orgelten, wimmerten, aufheulten und dann wieder verebbten drunten im Schoße der Sommertäler. Steingeschosse verhallten da und dort in Abgründen und Schluchten, dann wieder tiefste Stille. Im wüsten Kar drüben pfiffen noch ein paar Murmentel. Der Duft von Jochrauten ging durch die Luft und der starke Geruch von harzigem Holz. Ueber die zersägten Gipfelschneiden der ganzen Texelgruppe lief noch ein wunderbarer Schein von eilighuschendem, vergehendem Licht, das glich dem letzten eines schwermütigen Freundes, der uns verläßt.

Je mehr die um das Haus stehenden Waldfrieden ihre schweren Arme erhoben, desto besser sah man die pfadlosen senkrechten Wände von Lagorei im Etschland drunten, jene maßlos schöne und geheimnisserne Dolomitenpracht, die an kalten Tagen speikblau heraufschimmern kann und an wärmezitternden wie rotes Heidekraut. Stolz lockte das Kronengezack dieser Steinfürstinnen, beispiellos stolz, und die vier Tschuegenmännlein mit ihren rotgeränderten, halberloschenen Greisenaugen sahen stundenlang zum engen Walken (Fenster) hinaus darauf hin. Wenn sie auch nicht redeten, kaum deuteten und murmelten, lag doch ein aufgehäufter Glücksschein in ihren Feierabendblicken. Sie fühlten diese wildgroße Gegenwart, ohne sie nennen zu können.

Wenn man die vier Männlein selbst anschaute, erschienen sie wie die Wurzeln der Legföhre, die sich in kümmerlichen Verhältnissen zäh und froh erhalten. Dürftigkeit hat oft leichter lachen als Ueberfluß. Arbeit und Anstrengung genießen wohliger Ruhe und Erquickung.

Trotzdem hatten sie es nicht leicht. Lag ihre Hütte auch weltversteckt am schützenden Waldesgürtel in sonniger Bergbucht, so war sie doch auch so hoch wie keine andere und der Boden armselig. Sie aber lachten: „Fleisch ist am besten beim Bein — und Gras beim Stein." Gab's doch Kartoffeln und Heideplenten. „So a Hoamatle und so an Reichtum an Schönheit wia mir's hab'n gibt es ja nirgends, dazu den Frieden und die Ruh. Koe Mensch stört — nit amol a Weib."

Vierzig Jahre war es schon so bei den vier drolligen Käuzen, die im Kirchenbuch zu Völlan als David, Tobias, Elias und Thomas Prosch aus dem Jahre 1800 bis 1806 eingetragen standen.

Jetzt saßen die verwitterten Gestalten rund um die Muspfanne. Längst gab es schon kein' Gamsl, Hasl- und Murmentelbraten mehr; mit der Beißerei war es ein Gfrett. Wie bei kranken Kindern mußte der Brei aufmarschieren — an dieser Wandlung erkannten sie ihr Alter.

Diese vier Männer, von deren Antlitz nun in langen Strähnen wie bei den Altbäumen draußen die graue Bartflechte niederhing — auch sie waren einmal jung gewesen. Aber einer aus ihnen hatte sich an einer Tochter Evas elende Erfahrungen geholt, und das hatte genügt, um die vier Brüder zu Weiberfeinden zu machen.

David, dem Aeltesten, waren Spott und Hohn und Zurücksetzung passiert. Ein paar Wochen vor der Hochzeit tauschte ihn die Erkorene mit einem Schöneren, Reicheren und Jüngeren aus. In die Knoten aufi war ihr plötzlich die Luft und das Verlangen gegangen, und doch hatte David so an ihr gehangen! Im Zorn und innigen Zusammenhalt schwuren die Brüder Rache. „Jetzt schaugt koaner von uns mehr a Weiblets an." Und das Engwasser in der Schlucht schrie mit: „Recht habt's recht habt's — ledig gestorben ist a nit verdorben!" Beim alten derlatterten Waldzäundl drüben, unweit im knietiefen Alpenrosenfeld steckten sie eine Warnungstafel: „Wir brauchen in unserem Paradies keine Schlangen. Jeder Eva ist der Eintritt verboten." Das stand wahrhaftig mitten in der Hochlandsblüh'. So grob dankten die vier für des lieben Herrgottes letzte und schönste Schöpfung.

Vierzig Jahre war dieses Eden unentweiht geblieben. Es ging ja

Novembergedanken

Schon fällt das letzte Blatt vom
Baum,
Die Blumen gehn zur Ruh.
Ach, einmal über kurz und lang
Da stirbst, mein Kind, auch du.

Schon fällt der erste Reif und Frost
Auf Garten, Wald und Flur.
Bald ist die weiße Winterwelt
Ein großer Friedhof nur.

Doch was im Herbst verwelkt und
stirbt,
Weckt neu der Frühling auf.
Das ist auf dieser Erdenwelt
Der stete Wechsellauf.

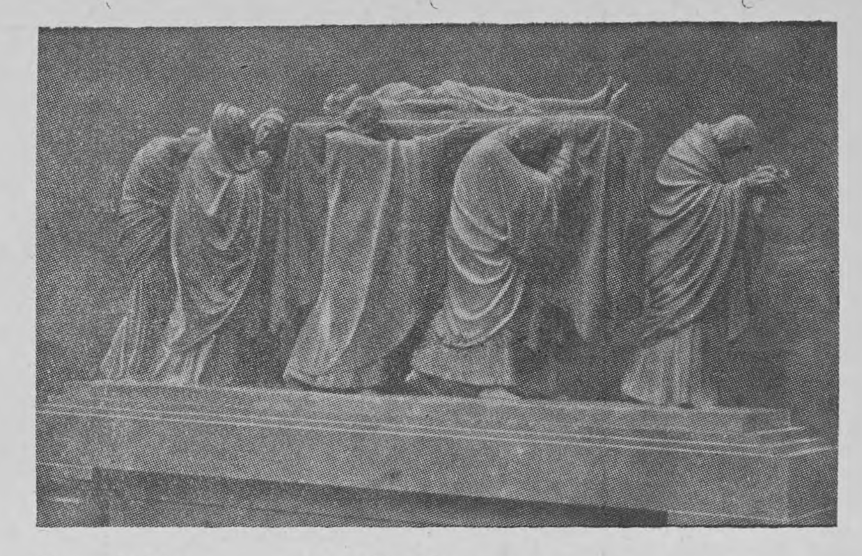
Bewahrst du, Kind, die Gnade dir,
Kann dir kein Leid geschehn.
Dann darfst auch du nach deinem Tod
Einst selig auferstehn. L. Rüdling.

auch ohne die Genossin. Küche, Wäsche, Hühner und Geißen, die Talgänge und Einkäufe, alles besorgten sie pünktlich zur gegenseitigen Zufriedenheit.

Jetzt hatten sie fertig gegessen, reinigten ihre Löffel, trugen die Pfanne hinaus und sagten dem Geber alles Guten Lob. Einer nach dem anderen zündete alsdann sein Stummelpfeifchen an.

Draußen war der Firnengreiner (Jochwind) müde geworden. Durchs offene Fenster drang würzige Hochlandsluft, feiner Moos- und Harzduft. Als es zu kühl wurde, schlossen sie das Guckfensterlein denn hie und da bohrte es schon lange in ihren Knochen, und überdies begann im Walde die geheimnisvolle Nacht. Und nun redeten sie. Freilich nichts Großes, Ueberwältigendes. Das lag draußen, rings um sie her! Der Aelteste klagte, jetzt sei das Gwandzeug so derlattert, und wenn bisher bei ihnen sonst auch alles gestimmt habe, mit dem Nähen und Flicken sei es doch von jeher ein Gfrett. „Irgend oans müaßt jetzt helfen!" ;

Sie nickten. „Für so was gehöret halt a Weiberleut." Es entschlüpfte dem Jüngsten. Die anderen schossen Blitze, als wäre noch die Jugend in ihren Augen. Unfeines Schweigen. Der zweite riet: „Ins Dorf hinabschicken; es wird wohl a Flichmoidele unten sein." Der dritte repetierte. „Ja, a Pinggele z'amtian und dem Hüterbübl mitgeben, sell ist's G'scheidste." Und der vierte sprach: „Was sein muaß, muaß sein, koa Schurzbandl ist mehr irgendwo dran; die Pfoaten habn die Aermel derrissen; die Joppen und Hosen kann man a an Lotterer verschenken." Einstimmiges Zuerkennen. Dann wieder das liebgewohnte Schweigen. Sie zündeten ein Pfeifele nach dem anderen an, pafften, lehnten sich müde armgestützt über den Tisch hinein und standen dann endlich auf, um schlafen zu gehen. Ein jeder von ihnen fuhr ins Weihbrunnkrügeln, bekreuzte sich, gönnte den Verstorbenen ein geweihtes Tröpfl, lüftete das Gupfhütl vor dem Stubenkreuz, der Jüngste drehte das Petroleumlampele aus, und der Aelteste sagte wie immer: „Gelobt sei unser Herr Jesus Christ, seine heilige Mutter und alle Seligen drüben in einer besseren Welt!" Die



Georg Busch **Grablegung**

anderen antworteten: „Amen! Amen! Amen!" So legten sie ein schuldloses Herz zur Ruh. Der Tschuegenhof schlief.

* * *

Das Geläute der Kuhglocken und das schußartige Peitschenknallen der Hüterknaben drang herauf in die Einsamkeit und Pracht des Tschigatschlosses. Die Flachlandschaft ringsum war voll Farbe und Licht. Felswände, Alpenweiden und Bäume schimmerten im ersten Morgengold. Eine Wildamsel sang. Den Saumpfad empor aber schritt ein Mädchen, bildschön, anmutsreich und gewachsen wie eine Tanne; nur das Gesicht war blaß. Auch mit dem Steigen ging's nicht leicht. Als es aber beim derlatterten Zäundl im Alpenrosenfeld vorbeikam und die Warnungstafel sah, lachte es bis zu Tränen, und unsichtbare Wichtelleute liefen herzu und hetzten es zu Schabernack und bösen Dingen auf.

Die Tür der Tschuegenhütte stand offen. Mit ihren wiegenden Schritten kamen die Proschen eben daraus hervor. Der mit dem Pinggele Wäsche und Kleider talab, die anderen ihrem Acker zu. — — Sie prallten zurück. Aerger, Hilflosigkeit und Verwunderung kämpften in ihnen. . . .Da stand eine, die hatte kein golddurchwirktes Kleid und Seidenknittern — einen Wollrock mit groben Falten nur, aber ein Antlitz voll Innigkeit und Sonnenschein, daß es ihnen ganz eigen vor den Augen wurde.

„Wer bisch?" — „Onkerer Muatters Schwester Tochterkind, die Moni aus dem Schnalstal." — „Die Moni Grueber?" — „Ja, die Moni Grueber." Sie kicherte wieder und sah ihnen in die erloschenen Augen, wie der wärmste prachtvollste Frühling. „Was willscht?" — „A bißl b'suach'n bin i Enk kemmen, weil's so alte Hascher seid's."

Verletzt sahen sie einander an. Waren sie schon alt? . . . Sie konnten sich doch noch einer gewissen Rüstigkeit rühmen. Aus solchem Mund das Gegenteil zu hören, tut weh. Sie gaben ihrem Rückgrat einen Ruck und besserten die gebeugten Schultern aus.

Leicht wie eine Feder huschte sie in die Hütte; sie folgten. Wie ein Magnet zog sie die viere nach. In der Stube sagte die Moni: „I honn's moan i, a bißl af d'r Lung' und brauch an Luftwechsel und a Sommerfrisch. A paar Monatln bleib i da und kann Enk ja die Wirtschaft füh'r'n: wasch'n, flick'n, kochen."

Was war das? — — Sie schimpften und schrien nicht, sie warfen den Erzfeind nicht hinaus, ja in eine ganz verträumte Stimmung gerieten sie, nickten gehorsam, trugen wie in Schneewittchens und der Zwerge Märchen Stuhl, Gabel und Messerlein herzu, lachten mit ihrem zahnlo-

sen Munde wie ganz Junge, die vom Glück und von der Freude noch etwas zu erwarten haben.

Können Steine schmelzen? Man ist halt milder geworden. — Das will das Alter so. — Man kann doch einmal eine Ausnahme machen.. — Das Geschehene muß man endlich vergessen und begraben sein lassen und einem armen Menschen helfen.

O ihr Pharisäer David, Tobias, Elias und Thomas Prosch! O ihr Pharisäer! Eure verknöcherten, eingeräucherten Herzen sind einfach erwacht und hupfen forellenfrisch. Paßt auf! Paßt auf! Ein Weib ist gekommen, die Erinnerung droht mit dem Finger.—

Ja, recht anders war es jetzt auf dem Tschuegenhof. Erstens rissen sie gleich beim Zäundl das Aviso aus dem Boden. Den ganzen Tage waren sie alle vier rund um ihre Helferin und dienten ihr des guten Willens voll mit tausend Ungeschicklichkeiten, wobei sie achtzugeben hatte, keinen minder oder mehr zu rügen und zu loben. Das Mädchen teilte auf dem Hofe etwas aus, was noch nie dagewesen: Schalk und Neckerei, gute Worte und — barmherzige Liebe. Aber nur barmherzige, und doch raufte sich ein jeder darum mit Eifersucht und Gier. Sie brannten, brannten wie Kienspan und trockene Latschen.

Der Moni machte das eine unbezahlbare, närrische Freude. Noch mutwilliger schlug sie auf die armen, so spät erwachten Herzen los und hatte dabei ihr größtes Gaudium. Ja, wenn's einmal bei der Alt'n noch anfangt, werd's allemal g'fährlich; ausständige Rechnungen woll'n einkassiert sein, aufgeschobenes Guthaben. Das muß so sein — aber wer sein Ziel zu weit steckt, kommt nicht hin.

Am meisten hatte es den Jüngsten und den Vorjüngsten; etwas ungelenker und starrsinniger waren die zwei Aeltesten. Es wurmte sie auch unbewußt, daß ihre Werte tiefer standen. Aber trotz ihrer herben Naturen verschenkten sie Huldigungen. Auch Tobias und David leuchteten des Abends gerne mit der Petroleumlampe unter das Gesicht der Schönen, und der Papierschirm verdeckte dem. Auch sie, die zwei Alten, redeten und schmeichelten — aber besser



Ludwig Richter — Heimweh

konnten und taten es eben doch Elias und Thomas.

Es war jedoch zu viel des Guten. Ueber ihren Häuptern zog sich Friedelosigkeit zusammen — sie beteuerten einander, wer es bei dem jungen Gast am besten habe. Im Schlafe weinten sie wie gequälte Kinder, und die Nachtmahr stieg zum Fenster hinein, legte sich auf ihre Brust und spottete ihrer weißen Haare, bis die letzten Sterne verlöschten und der Urvögelschrei sie aufriß.

Dann kam der Sommer herauf in die Felsstille und heilige Ruhe des Waldes, Tage voll leuchtender Wärme und sonniger Klarheit. Vor der Hütte auf bemoostem Stein saß die Monika Grueber und zog flink und geschickt die Nadel. Kaum achtete sie mehr der gewohnten Melodie des Schluchtenbaches. Aber der schrille Schrei von Steinhühnern, die aufstoben im ängstlichen Flug, ließ sie den Kopf heben. Ein gesünderes Rot lag jetzt auf ihren Wangen. Ueber dem Blondhaar tanzten die Sonnenstrahlen, und das Geflimmer wob einen Lichtkranz, daß es aussah wie ein goldenes Häubchen. Neben ihr sprudelte eine Quelle, bohrte sich ins Moos, kam wieder aufspringend hervor und rann ruhig über den kurzrasigen Almboden dahin. Brunellen und Primeln begleiteten sie.

Moni war nicht allein. Thomas Prosch tat wieder einmal dem Basele schön, stand hinter ihr und redete auf sie ein. Bruderschwur und Treue waren vergessen und begraben. . . . Eine leise Hoffnung flackerte in seinem Herzen . . . er war der Jüngste . . . nach menschlicher Voraussicht blieb ihm doch einmal der Tschuegenhof allein . . . zu ihm war die Moni besonders lieb und immer nett. Vielleicht? — So verließ ihn die Vernunft.

Soeben versuchte er, ihres Herzens Mitleid zu erwecken: „Was kann i denn tian; mir ist nicht ganz wohl; i fürcht, i kriag a Lungentzündung. Hitz' han i." Er hustete wirklich ein wenig. 's Bergwasserle war zu kalt, und a bißl in d'r Wärm' eini trunken hatte er. „Koch dir an Storchschnabel-, Himmelbrand-, oder Baldriantee!" rief sie und machte das ernsteste Doktorgesicht der Welt. Innerlich aber verkicherte sie sich. Sie war nicht hart, sah aber die Absicht des Vetters.

Auf dem Balkon im Hintergrund tauschte David auf. Ein feuerrotes Federbett trug er aus und ein, schüttelte und rüttelte es überlaut, um seine Gegenwart zu verkünden und den unerwünschten Wanderfalken auf der Wiese zu verscheuchen.

Aber Bruder Thomas hatte tauber Ohren denn je. Hinter dem Holzstoß, knapp am Hause, paßte Tobias . Sein langer Bart zitterte, und die knochigen Finger umschlossen krampfhaft die Fichtenscheiter: „D'r Thomas, der Fuchs, a da schau her!"

Als er das Mädchen laut auflachen hörte und des Vetters Hand von ihr gestreichelt sah, verließ auch ihn die Besinnung, und er stieß einen Pfiff aus wie ein erboster Gamsbock; zum Stoß strafften sich die Glieder.

Der verliebte Thomas sah nicht einmal herüber. Jetzt setzte er sich zum Dirndl am Stein und legte den Arm um ihren Hals.

„A so schian nahnen (nähen) und a so geschickt; und a so guat hommer's, seit d' da bist, an ganzen Himmel hob'm' . . . mhm! mhm!"

„Der wird bald einfall'n, Vetter Thomas — zu Bartlmä muaß i hoam!"

„Hoamgiahn, ah, hoamgiahn! — wer werd denn hoamgiahn? — Uebern Winter dableib'n mußt und übern nächst'n Sommer und wenn's Summerle vorbei ist, für alm (immer). I tat di — heiraten, Monele, in allem Ernst."

Er umschlug sie noch fester. Ein zweiter Pfiff aus dem Holzstoß, aber es nutzt nichts. „Nit sellene (solche) Spaßln mach'n Vetterle!" — „Ist Ernst, heiliger Ernst. Gib mir a Bußl, Monele!" Zäh wie eine Waldklette umrankte ihn nach ihr der Wunsch. „Monele heirat mi! Schau, i han a verkehrts Lebn hinter mir; mi hat der Haß der Brüder alm am meisten gedruckt, i bereu' mei harts Urteil gegen die Frauenleut'; seit i di kenn', bereu' i's aufrichtig! Muaßt nit auf meine weiß'n Haar schaugn! Da unter der Joppen ist's no jünger als du meinst." Er zog sie an sich. „Mit jedem Stadtfex nimm i's auf! Juchhe!"

„Tomele! bist verruckt?" Sie entwand sich ihm. Fauchend stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Tobias vor den zweien. „Laß sie in Ruah, du alter Esel! Und du, Madl, kannst a g'scheiter sein und so a betagtes Mandermensch nit noch so zu Verliebtheiten aufreizen. Scham di!" Auch David kam herzu und schrie auf den Missetäter ein.

„Wer ist für's Haus verantwortlich? I, der Aelteste! I hob' für Ordnung zu sorgen! Eini gehst jetzt in die Stubn, leichtsinnigs Madl, und du," wendete er sich an den Jüngsten, „machst di umi auf die Wiesen! 's Heu liegt schon drei Tag ungehäufelt. Allemarsch, sag' i!"

Thomas setzte sich in Bereitschaft. „So laß i nit reden mit mir, i bin siebzig."

„Heiraten will er!" Heiser schrie es der Elias „Unsern Bund bricht er!" Das Donerwetter stand böse uber der Tschuegenhütte und ihrem blumenfreudigen Almenboden. Blitze des Zankes und des Streites schossen auf die Herzen nieder. Schelten und Wut setzten ein, eine häßliche Szene gestörten Friedens. Neid rann durch ihre Seelen wie schmutzige Wasser, in denen sich die früher so guten Herzen kaum mehr erkannten.

Solch' streitende Menschen mochte das Mädchen nicht. Die kamen ihm vor wie raufende Füchse. Sie merkte wohl, was nun käme. Jeder wollte sie haben! Aber keiner sollte sie haben!

„Mir hobn nix tan, Vetter David. I laß mir's a so nit gfallen, i kann so geh'n heut noch, geh' gschwind, geh' glei."

Aergerlich warf sie das alte Hemd, in das sie geduldig ein halbes Dutzend Flicken eingesetzt hatte, auf das Gras hin. In das Bächlein fiel das Geflickte und schwamm dahin. Dann ging sie still ihres Weges.—

* * *

Ganz Herbst war es nun geworden, Tiefherbst. Der Schnee reichte schon ein Stück abwärts. Dichter wuchsen die Nebel und zogen aus den Schluchten in Schwaden hervor wie der Dunst zur Kochzeit aus dem Gerstenkessel der verlassenen Tschuegenmännlein. Weiter drunten trug der Wind Laub zusammen; über den smaragdenen Ozean der Wälder ging wieder der alte Braus. Aber das Rauschen hatte etwas Unheilvolles, Schwermütiges; es mahnte an Abschiednehmen und Scheiden. Wie Wimmern war es.

In der Dämmerstube saßen sie wieder beisammen. Speikblau und kalt schauten die Berge von Langorii herauf, und die alten Augen blickten müde darauf hin. Jetzt war das Alter gekommen — jetzt erst ganz und brachte ein schluchzendes Zusammenbrechen der Herzen mit: „O, wir Toren! Wir irrten! Welches Glück, im Alter jemanden zu haben, der einen gern hat! Wir sind Garben ohne Aehren; ein Heu ohne Blüh' und Einsame ohne Liebe."

Sich kaum bewußt, was sie taten, suchten sich ihre alten verrunzelten starren Hände und umschlugen sich wieder zu einem nochmaligen Verankern der alten Treue. Sie wußten nun: Wäre ein einziger von ihnen glücklich gewesen, wären sie es alle mitgeworden. Der Neid und auch die Ichsucht aber begraben überall im Leben das Glück.

„Wahrlich! Wer der Liebe und dem Frieden hohnspricht, zerstört sich selbst. . .," sprach der Aelteste. „Verzeich' m'rs uns gegenseitig!"

Als sie wieder den Abendsegen beteten, flehten sie zum Stubenkreuz auf: „Mir hab'n onst niemand; druck du uns amol barmherzig die Augen zua!" —

Ludwig XIV. war wegen seiner Strenge von seiner Umgebung sehr gefürchtet. Man befolgte daher seine Anordnungen auf das genauste, um nicht den Zorn des Königs zu erregen. Einst sprach er gelegentlich eines Festessens über die Notwendigkeiten der Unterordnung und tadelte bei dieser Gelegenheit den Grafen von Guise, der einen königlichen Befehl nicht ganz nach dem Wunsche des Königs ausgeführt haben soll. Eine sehr unbehagliche Stimmung entstand. Der König fuhr fort: „Wenn ich jetzt befehle, daß einer von euch ins Wasser springen soll, dann hat er zu gehorchen." Da erhob sich Graf von Guise und legte den Löffel beiseite. „Wohin gehen Sie?" fragte ihn Ludwig. „Schwimmen lernen, Majestät!" erwiderte der Graf mit ernstester Miene. Da mußte der König lachen und war wieder versöhnt. J.R.

Gleichwie der Blitz

Seid wachsam! Es geht zum Ende des Kirchenjahrs.

Wir haben zwar zu Beginn des Kirchenjahres das Evangelium vom letzten Gericht gehört. Es hat uns stark beeindruckt und heilsame Vorsätze wachgerufen. Indessen, das Jahr ist lang, und da vergißt sich vieles. Wie war es bei uns?

Die Langmut Gottes ist ein Segen für uns. Ohne sie wären wir nicht mehr. Die Langmut Gottes kann aber auch, vermöge des durch die Sünde und ihre unmittelbare, häufige Straflosigkeit uns anerzogenen Leichtsinns ein ganz schweres Unheil für uns werden. Wir nehmen das Gottesgericht nicht ernst. Wir meinen, jeder Tag müsse so weitergehen wie der verflossene. Auch wenn einer aus unserer lebensfrohen Mitte gerissen worden, wir meinen immer, der Tod ist uns doch noch fern. Und bauen lustig unsere Herzenspläne weiter, selbst wenn sie triefen von Sünde. An Irrwegen liegt uns nichts; wir „können ja wieder umkehren". Daß Zeit dazu sein muß, wird als selbstverständlich angenommen. Wieviel Glück ist schon jäh daran zerschellt! Eine Sünde bedeutet uns nichts; wir wollen sie ja „nur noch dieses Mal tun" und so zehntausendmal fort! Es ist ja noch kein Blitz vom Himmel niedergefahren! — Du Tor: einen kleinen Gewinn für zehntausend Verluste! Aus schlechten Gedanken machen wir uns gar nichts; denn sie sind verborgen in der Herzensgrube. So geht es weiter, Tag für Tag. Und das Evangelium vom Blitz, der aufzucken wird vom Aufgang bis zum Niedergang, hat nur noch matten Klang aus weiter, weiter Ferne. „O, es ist noch Zeit!" —

Ich erinnere mich mit Ernst an ein kleines, scheinbar nichtssagendes Erlebnis, das mir zu einem dauernden großen Erlebnis geworden ist. Wir hielten Hauptprobe mit einem Film. Reiches, buntes Leben floß an unserem Auge vorbei. Plötzlich versagte der Apparat, der Film stand still. Die Personen, die Herren und Damen und etliche Jungens, alles wie erstarrt und festgebannt wie durch einen zwingenden Machtbefehl. Da leuchtete der große Gedanke auf: Gleichwie der Blitz vom Aufgang zum Niedergang! — Ja, so wird es sein. In einem Moment wird einmal bei uns allen die erhobene Hand, der sprechende Mund, das pochende Herz stillstehen, das Antlitz wird erstarren und der Fuß innehalten. — Und wenn du gerade in der Sünde stecktest? — Du wirst im Moment erstarren, und der Engel wird kommen und dein Bild vor den Richter tragen. Und wenn es gut ist, wird Er es loben; und wenn es schlecht ist, wird Er es wegwerfen. So wie wir Menschen mit den guten und den schlechten Bildern tun. —

Ist es so? Ja, es ist so! — Er hat selbst gesagt, daß er kommen wird „wie der Dieb in der Nacht". Er hat ein Wehe gerufen, dem, der nicht wachen wird, wenn der Herr kommt! Er hat gewarnt; denn weder den Tag noch die Stunde wissen wir. Darum, Brüder, seien wir nüchtern und wachsam! Ein Schritt, ein Atemzug, ein Gedanke ist unser letzter. Soll er aufwärts oder abwärts gerichtet sein?

Wir müssen unser Heil wirken in Furcht und Zittern! — Aber ein großer Trost ist uns gegeben: Johannes sah einen andern Engel aufsteigen von Aufgang der Sonne; dieser rief den Engeln, welche die ewige Gerechtigkeit zu strafen ausgesandt hatte, Einhalt zu, bis er die, welche des Herrn sind, gezeichnet habe mit dem Zeichen Gottes (Offenb. 7, 2. 3). Und an diesen ging der Engel vorbei.

Gezeichnet mit dem Zeichen Gottes! Daß uns doch dies zuteil würde! Wer sind die Glücklichen, die gezeichnet werden? — Alle jene, welche täglich mit Ehrfurcht, denn es ist das Zeichen des Menschensohnes, und mit Andacht, denn es ist unsere Hoffnung, und mit Starkmut, denn es braucht Kampf, sich das Kreuzzeichen auf die Stirne zeichnen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Diesen „Gekreuzigten" wird in der furchtbaren Nacht des Weltendes das unsichtbare Zeichen auf der Stirne zu leuchten beginnen mit einem himmlischen Glanz. Sie werden aller Welt als die Gezeichneten des Vaters und des Sohnes erscheinen. Und allen jenen, deren Herz morgens, mittags und abends himmelwärts sich richtet, die nicht zur Ruhe gehen, bevor sie nicht ihren Erdentag mit Gottes Augen nach der Sünde durchforscht und gereinigt; allen jenen, welchen im Innern ein Flämmlein brennt nach dem ewig Strahlenden, ihnen allen wird das innere Licht der Seele aus der stillen Brust hervorbrechen und zu leuchten beginnen als das große Licht, dem unsere Seelen entgegenweinen.

Und dieses Licht wird ewig, ewig sein. Amen.

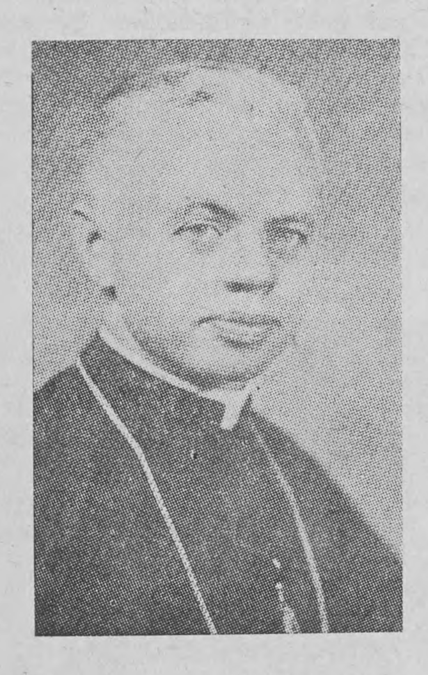
„Ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin und nie weniger müßig, als in meinen Mußestunden."

★

„Siehe das Unglück, ehe es dich sieht."

Cardinal Fring Hilfsstelle

Organisation der Dioezese Saskatoon, Sask. fuer Hilfe der Hungernden Westdeutschlands



Der Besuch Kardinal Frings in Canada anläßlich des Marianischen Kongresses (Ottawa, Juni 1947) brachte in weiten katholischen Kreisen unseres Landes einen Plan ins Leben, durch den der übergroßen Not der hungernden und frierenden Menschen in Westdeutschland so viel als möglich abgeholfen werden soll.

Seine Eminenz Kardinal McGuigan, Erzbischof von Toronto, und Seine Exellenz Erzbischof Charbonneau von Montreal schlugen vor, in jeder Diözese und Erzdiözese Canadas eine „Kardinal Fring Hilfsstelle" zu eröffnen, deren Ziel die Sammlung von Geldern und Kleidungsmitteln für die Notleidenden Europas, ganz besonders aber Westdeutschlands, sein wird.

Seine Exellenz Bischof Ph. Pocock von Saskatoon hat sich dieser großen Liebessache vollständig in den Dienst gestellt. Die Eröffnung einer „Kardinal Fring Hilfsstelle" in der Diözese Saskatoon wurde beschlossen und Pater J Sluga, Pfarrer von Handel, Sask., zum Diözesan Organisator dieser Hilfsstelle ernannt.

Während der am 17. Oktober unter Seiner Exellenz Bischof Ph. Pococks Leitung stattgefundenen ersten Versammlung wurden folgende Herrn und Damen in den Vorstandt gewählt:

Ehrenpräsident — Sr. Exellenz Bischof Ph. Pocock, Saskatoon, Sask.

Präsident — Dr. F. L. Eid, Macklin, Sask.

Erster Vize-Präsident — Dennis Mahoney, Saskatoon, Sask.

Zweiter Vize-Präsident — Frau C. Millar, Fiske, Sask.
Prälat Baudoux, Prud'homme, Sask.

Schatzmeister und Diözesan Organisator: — J. Sluga, O.M.J., Handel, Sask.

Nach Besprechung der Organisationspläne wurde Folgendes beschlossen:

1) Ein besonderes Rundschreiben wird alle Geistlichen der Diözese über die Wichtigkeit und Arbeitspläne der „Kardinal Fring Hilfsstelle" unterrichten.

2) In jeder Gemeinde und Missionsstation unter Leitung des Pfarrgeistlichen ein Lokalkommittee zwecks Sammlung von Geldern für Westdeutschland aufzustellen.

Ein besonderes Schreiben wird alle Gläubigen der Diözese Saskatoon, die guten Willens und guten Herzens sind, diese Sammlung zu unterstützen auffordern. Geld, Nahrungsmittel und Kleider werden gesammelt werden, um den Notleidenden Westdeutschlands so viel als nur möglich zu helfen und somit auch dem Christentum und der Zivilisation zu dienen.

Der Marienbote nimmt an dieser „Kardinal Fring Hilfsstelle" größten Anteil. Unsere Leser der Diözese Saskatoon, dessen sind wir ganz sicher, werden diese Karitasarbeit nach Kräften unterstützen. Wir haben schon lange auf so eine Organisation gewartet. Jetzt haben wir sie. Helfen wir — im Namen Gottes. Und beten wir ohne Unterlaß: „Unser tägliches Brot gib uns heute."

Die Missionen der Oblaten

„Missionsverein“ Hünfeld, Deutschland

Als Bischof Bourget von Montreal in Canada im Jahre 1841 die Oblaten in seine Diözese rief und diese dem Rufe folgten, taten sie damit den ersten Schritt auf dem Wege, der sie als Missionare in die großen Weiten des Reiches Gottes auf Erden führen sollte, dessen Grenzen zusammenfallen mit den Grenzen der Erde.

War es schon ein weiter Weg von Frankreich nach Canada, so öffneten sich dort den Oblaten neue unbekannte und ungeahnte Weiten. Während der ersten drei Jahre mag ihnen das nicht so sehr zu Bewußtsein gekommen sein, lebten sie doch unter Landsleuten und wirkten unter diesen in der gewohnten Tätigkeit als Seelsorger und Volksmissionare. Als aber 1844 dann P. Guigues kam, ausgestattet mit neuen, größeren Vollmachten, da begann sich ihre Arbeit vielseitig zu verzweigen.

Die seelsorgliche Betreuung der Holzfäller und Siedler am Ottawafluß und am Temiskaming brachte sie zugleich zu den Indianerstämmen der Algonkin. Schon im ersten Jahre stießen sie bis zur Jamesbucht vor.

Im Osten gründeten sie zahlreiche Pfarreien unter den Siedlern am St. Lorenzstrom und am Saguenay und begannen mit der Missionierung der Montagnesen. Von hier aus werden sie später regelmäßig die Eskimos von Labrador besuchen. Hinzu kam südlich von Montreal die Irokesenmission. Das bedeutete ein gerütteltes Maß von Arbeit für das kleine Häuflein Oblatenmissionare.

Doch schon 1845 tat ihnen ein Marschbefehl des seligen Stifters die ungeheuren Weiten des canadischen Nordwestens auf, die im Westen bis zum Felsengebirge sich dehnen und im Norden bis zum Eismeer hinauf. Der bischöfliche Obere dieses riesigen Missionsgebietes war der Canadier Provencher. Ihm standen für die Seelsorge nie mehr als vier Priester zu gleicher Zeit zur Verfügung. Zu dieser kleinen Schar kamen nun zwei Oblaten, der eine erst kürzlich aus Frankreich herübergekommen, der andere ein Kind des Landes, aber blutjung. Sie schalteten sich mutig in die Missionierung des weiten Raumes ein und begannen, ihn zu erobern für Gottes Reich. Andere Oblaten schlossen sich ihnen an zur Verfolgung des gleichen Zieles, bis es erreicht war.

Die ersten Missionare begannen also, die Weiten dieses Landes auszumessen nach Norden und Osten und Westen auf unermüdlichen Missionsfahrten. Sie hatten sich ein wenig darin geübt auf der zweimonatigen Reise von Montreal nach St. Boniface im Rindenkahn. Nun machte sich der erst nach Ankunft zum Priester geweihte P. Taché auf den Weg gen Nordwesten nach Ile à la Crosse. Es liegt in der Luftlinie etwa 500 Kilometer von Winnipeg entfernt und wurde das Ausfalltor nach dem Norden und dem Osten. Nach diesen beiden Richtungen sehen wir nun die Missionare wandern bis auf den heutigen Tag. Sie bewältigen die riesigen Entfernungen zu Fuß, im Hundeschlitten, im Rindenkahn und auf den Schiffen der Handelsgesellschaften. Sie haben es erobert nach Osten hin bis zum Renntiersee. Von dort werden sie vordringen an die Hudsonbucht und an den Ufern der Bucht entlang zur Insel Southhampton und weiter nach Baffin-Land, wo sie sich niederließen, tausend Kilometer nördlich des Polarkreises.

Sie sind den Riesenstrom des Mackenzie hinaufgezogen, von einem See zum andern, von einem Handelsposten zum andern, bis sie nach Alaska kamen als erste ka-



Friede über dem Gottesacker

tholische Priester, und an die Ufer des Eismeers. An den Küsten des Eismeers gründeten sie ihre Stationen, bis sie auf Besuchweite einander nahe kamen von Ost und West. Und hoch im Norden von Viktorialand haben sie dem Christkönig ein Heiligtum gebaut. Die Weiten des Binnenlandes wurden dabei nicht vergessen, nicht die Wälder und Steppen des Südens, nicht die Gestade der Seen und Flüsse der Mitte und nicht die steinigen Einöden des Nordens.

Sie sind fürwahr Eroberer gewesen, ohne jemand von seiner Scholle und aus seinem Haus zu treiben, ohne jemandes Eigentum anzutasten. Es war eine Macht in ihnen, die sie vorantrieb, eine Macht, für die es keine Grenze gibt und die doch alle Grenzen achtet, die je ein Recht gezogen hat. Diese Macht war der Missionsbefehl Christi: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!"

Auf diesen Befehl hin haben sie diese Welt des Nordens erobert, der der Engländer den Namen gab: das Land der großen Einsamkeit. Sie haben die Völker gelehrt, die dieses Land bewohnten, Völker, die man suchen mußte auf weiten, einsamen Straßen.

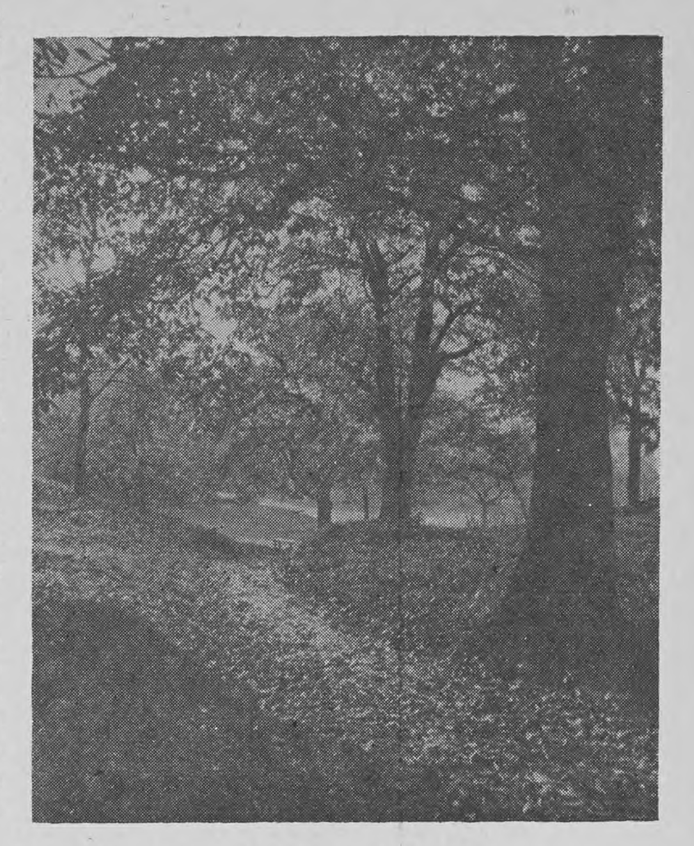
Da waren, auf weit auseinanderliegenden Handelsposten verstreut, die weißen Angestellten der großen Handelsgesellschaften, soweit diese katholisch waren. Da waren die mehr abenteuernden Einzelgänger der Waldläufer, beide Gruppen der Aufgabe ganz hingegeben, den Eingeborenen die Felle ihrer Jagdbeute abzukaufen, so billig wie möglich, und später die Bodenschätze des Landes auszubeuten, das einmal ihnen gehört hatte.

Da waren die ursprünglichen Herren dieses Landes, die Mischlinge, die Indianer und Eskimos. Sie wanderten durch die ungeheuren Weiten den Tieren nach, die ihre Beute werden sollten. Die Missionare wanderten mit ihnen oder warteten auf sie an den Handelsstationen, um sie als Beute dem ewigen Gotte zuzubringen, auf daß sie alle das Leben gewännen, das Leben der Kinder Gottes und Erben des Himmels.

Um dieser Menschenseelen willen haben sie die riesigen Entfernungen unter unsäglichen Mühsalen immer wieder überwunden, haben sich nicht gefürchtet vor der großen Einsamkeit, wenn auch zuweilen der Wahnsinn hockte vor ihrer Tür. Die Kälte konnte ihren Eifer nicht zum Erlöschen und ihre Ausdauer nicht zum Erlahmen bringen. Keine Anfeindung oder Verkennung oder Gleichgültigkeit vermochte sie zu bewegen, ihrer apostolischen Aufgabe den Rücken zu kehren. So haben sie den Hohen Norden erobert und halten ihn fest in ihren Händen für Gott und sein ewiges Reich.

Wenn wir zurückschauen auf das, was dort oben zu leisten war, was geleistet worden ist und was noch zu leisten bleibt, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß es eine Aufgabe gewesen sei, die wohl genügt habe als Anteil einer einzelnen Ordensgenossenschaft an der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden.

Doch der missionarische Gedanke hatte den seligen Stifter ganz und gar ergriffen. Sein Glaubenseifer und sein Gottvertrauen ließen ihn immer wieder ja sagen, wenn ein Ruf aus den Weiten des Missionsreiches an ihn erging.



Herbst im Walde

So gab er 1847 den Bitten von Bischof Blanchet nach, der die Oblaten für seinen Sprengel am Oregon erbat. So wurde dies Gebiet, Britisch-Kolumbien und der Yukon, ein Arbeitsfeld unserer Genossenschaft.

Im gleichen Jahre gingen die ersten Oblatenmissionare nach Ceylon, der dem riesigen Massiv Vorderindiens vorgelagerten Perleninsel, von ihren Bewohnern die leuchtende Insel genannt und von Besuchern das Paradies der Erde. Die Aufgabe bestand darin, das auf dieser Insel seit uralter Zeit heimische Christentum zu erneuern und mit großer Geduld an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Ueber 360 000 Katholiken, der zahlreiche einheimische Klerus, blühende Volks- und Hochschulen und eine hochstehende katholische Presse legen Zeugnis ab von der wirksamen Meisterung dieser Aufgabe.

Seit 1850 ist Südafrika ein weiteres Missionsgebiet der Oblaten. Es wurde ein dorniges Arbeitsfeld. Nach 20 Jahren zählte man nur fünf Seelsorgerstellen für Weiße und eine einzige Hauptstation für Eingeborene, Roma im Basutoland mit drei Filialen. Doch im Jahre 1939 zählte man im gleichen Basutoland 154 042 Katholiken, mehr als ein Viertel der Bevölkerung.

Auch Kimberley, das 1886 selbstständig wurde, hat seit 1924 eine feuerliche Entwicklung genommen. Die Zahl der Katholiken stieg von 5500 auf 23 065.

Südwestafrika, das Vikariat Windhuk, das wir 1892 übernahmen, machte eine ähnliche Anfangsentwicklung durch wie Südafrika. Nun hat es, mitten im zweiten Weltkrieg, seinen ersten einheimischen Priester erhalten und scheint im Ovamboland eine Blüte des Christentums zu erleben. Leider sind aus den Reihen der Missionare nicht weniger als vier während des Krieges gestorben: P. Joseph Wüst, P. Heinrich Jacobs, P. August Bierfert und P. August Lohscheider. Auch das Vikariat Kimberley verlor zwei Brüder, Bruder August Müller und Bruder Alfons Mock. Das ist bei dem Ausbleiben jeden Nachwuchses aus der Heimat in den langen Kriegsjahren ein doppelt empfindlicher Verlust. Möge er zu den vielen und großen Opfern gerechnet werden, die diesen Missionen den Segen Gottes gebracht haben.

Als die belgischen Oblaten 1931 von den Jesuiten ihr vom Vikariate Kwango im Kongostaat abgetrenntes Missionsgebiet übernahmen, haben sie freudig ein großes Opfer gebracht. Es wurde gelohnt durch eine sehr erfreuliche Entwicklung der jungen Präfektur Ipamu, die 1939 bereits 40 000 Katholiken und Taufbewerber zählte unter etwa 360 000 Einwohnern.

Das Missionsgebiet am Pilkomayo, das deutsche Oblaten 1925 übernahmen, steht in der Reihe schwierigster Missionsgebiete mit an der ersten Stelle. Ein Sturm nach dem andern ist in den ersten 15 Jahren über die Mission dahingegangen. Dieser zweite Weltkrieg schien ihr Ende zu bedeuten. Nun aber hat er ihr eine äußere Entwicklung gebracht, die man selbst für ruhige Zeiten nicht erwartet hätte. Möge es ein gutes Vorzeichen sein, daß auch hier das Evangelium feste Wurzeln schlägt und reiche Frucht bringt.

Im Gebiet von Laos (Hinterindien) gaben 1933 die Missionare vom Pariser Seminar einen Teil ihrer dortigen Mission gleichen Namens an die Oblaten ab. Die 1939 vorhandenen 3341 Katholiken waren fast alle Annamiten. Von den eigentlichen Laoten sagt man, daß sie unbekehrbar seien. Die 17 Oblaten, die dort wirken, haben also ein Arbeitsgebiet übernommen, das an ihren missionarischen Opfergeist höchste Anforderungen stellen wird.

Aehnlich liegen die Verhältnisse auf den Philippinen, wo seit 1939 amerikanische Oblaten ihre Tätigkeit begannen bei den fast eine Million zählenden Moros (Mohammedaner) und Heiden auf der großen Insel Mindanao und den weit verstreuten Inseln der sogenannten Sulugruppe, die 300 kleiner und kleinster Inselchen umfaßt. Da die Mohammedaner als sehr schwer bekehrbar gelten, sind sie vor eine recht schwierige Aufgabe gestellt. Doch macht uns das weniger Sorgen als die bange Frage, wie es diesen Missionaren unter der japanischen Besatzung gegangen haben mag, während wir um die Patres, die während des Krieges auf Haiti in zwei Missionsgebieten ihre Arbeit an der Bekehrung der Neger begannen, diese Sorge nicht zu haben brauchen.

Ueber die Erde ist ein zweiter Weltkrieg dahingebraust. Er zeigte uns eine Macht am Werke, die keine Grenzen zu haben schien. Die Tore zu fast allen Ländern der Erde taten sich auf vor dieser Macht oder wurden von ihr gewaltsam aufgesprengt. Und die Kriegsfurie hielt ihren Einzug, überall den Haß aussäend und Grauen und Entsetzen erntend. Doch überall ist dieser Bestie immer noch die Liebe entgegengetreten. Sie hat die furchtbaren Wunden alsbald zu heilen gesucht, die diese teuflische Macht der Menschheit schlug. Und Menschen, die von der Kriegsfurie wie besessen waren, so daß sie all ihr Denken und all ihr Fühlen vergiftet zu haben schien, haben immer noch eine heimliche Achtung gehabt vor dieser Liebe, wenn noch ein klein wenig Menschentum in ihnen übrig war.

Zu den Repräsentanten der Liebe inmitten des mörderischen Krieges hat zu allen Zeiten, und so auch im letzten Weltkrieg, die christliche Mission gehört. Es gehört mit zu den wenigen wirklich erfreulichen Erscheinungen dieses Weltkrieges, daß man die Missionare auch aus den sogenannten Feindesstaaten unbehelligt ließ. Die wenigen Internierungen in der Anfangszeit des Krieges hatten nicht den Haß als Ursache.

Wenn je der Missionsgedanke der christlichen Menschheit nottat, dann in den Kriegszeiten und in den Zeiten nach dem Krieg. Möge er lebendig bleiben in allen Ländern bei allen, in denen auch der Krieg ihn nicht ertöten konnte. Und möge er aus den Herzen aller dieser Christenmenschen, die Gottdank sehr zahlreich sind überall, auch hineingetragen werden in die Hirne und Herzen aller, die sich nennen nach Christi Namen.

Aus dem Herzen des Vatergottes ist der Gedanke ausgegangen, der alle Menschen auf der weiten Erde sucht, um sie zu Gott zu führen und bei ihm zu halten. Im Herzen des menschgewordenen Gottessohnes hat er Besitz ergriffen vom Menschenherzen. Möge er in allen lebendig sein und aus allen lebendig wirken, die erlöst wurden im Opferblute dieses gottmenschlichen Herzens, dann werden sie Träger sein einer Macht, die die Welt erobert für Gott und für den Menschen.

„Es hat noch keiner in Christi Dienst den Mut verloren."

★

„Ob er mutvoll auf der Sonnenseite rühmlichen Kampfes
oder geduldig im Schatten stillen Duldens errungen wird:
„Sieg bleibt Sieg!"

Eine Braut bettelt

Von Hans Watzlik

Barfuß ging sie aus, den Korb auf dem Rücken und ein Myrtenbüschlein vor der Brust. Sie war eine arme Braut, und nach der Sitte, die in den Tälern des Böhmerwaldes gilt, dürfen Mädchen, denen die Armut der Heimat die bescheidenste Mitgift versagt, vor ihrer Hochzeit von Haus zu Haus um eine kleine Aussteuer bitten gehen.

Es war in aller Lerchenfrühe, da der Tau noch bleich schimmerte und die Erde noch wunderbar kühl war von der Nacht.

Der Korbflechter saß schon im Weidenbaum und schnitt die glatten, langen Zweige ab. Sie grüßte ihn beklommen, und das Herz glöckelte ihr, denn es war das erstemal, daß sie fremde Leute um etwas ansprach. „Eine arme Braut tät bitten!" sagte sie. Der Mann hielt in seiner Arbeit inne und betrachtete sie wohlgefällig. Sie war eine kräftige, hochbeinige Jungfer mit angenehmem Gesicht, das gezöpfte Haar braun und voll, der Leib aufrecht und fast stolz. „Ich will dir eine Wiege flechten, Theresia, und sie dir zur rechten Zeit ins Haus bringen," sagte der Körbler. „Ja, das ist mir lieb," erwiderte sie unbefangen. „Horcht nur fleißig, wann das Taufglöcklein läutet!"

Sie näherte sich dem Dorfe. Der Turmknopf blitzte wie ein junger, starker Stern, denn die Sonne war schon wach. Die taugetränkten Wiesen schillerten, der Kuckuck rief geschwätzig und voll guter Laune, festlich und gelassen stand das Gebirge.

Sie trat zuerst in die Werkstatt des Besenbinders. „Eine arme Braut tät bitten!" Der Besenbinder verzog pfiffig den Mund. Er hatte die schulmeisterliche Schrulle, jedermann auf sein Wissen hin zu prüfen, und so sprach er: „Erst rate, was ich dir schenke. Lösest du das Rätsel, so taugst du zur Heirat. Es lehnt eine Jungfer hinter der Tür, mit drei Gürteln ist sie gegürtet." Ihre Augen strahlten mit lachender Klugheit. „Das ist ein Besen. Gebt ihn mir gleich!" sagte sie. Da legte er ihr das birkene Gebinde in den Korb. „Kehre vor deiner Tür!" rief er ihr nach.

Als sie an der Schmiedstätte ihre kleine Formel sagte, gab ihr der Meister ein langes Brotmesser. „Wer das Brot nicht schneiden kann, verdient auch nicht, daß er es ißt," lehrte er sie. Der Bäcker reichte ihr einen Laib, noch warm vom Ofen, und sagte fromm: „Gib uns heut und immer unser täglich Brot!" Der Krämer schenkte ihr etwas Pfeffer und ein Zimtröhrlein und ein Pfund Zucker und scherzte: „Versüß dir damit den Schnabel!" Der hagestolene Lebzelter bot ihr liebäugelnd ein mächtiges Herz, darauf der Spruch geklebt war: „Ach, komm herbei, mein Herz steht frei!" Der Gärtner verehrte ihr einen roten Rosenstock und schmeichelte: „So schön wie du!" Der Glasherr kam mit einem geschliffenen Becher aus seiner rauchenden Hütte. „Da nimm das Glas! Es ist eigens für dich gegossen und singt und klingt. Und wenn du daraus trinkst, du hübsche Braut, so denk an mich!" Andre wieder bescherten ihr ein silbernes Geldstück mit den Worten: „Bei Geld ist gut hausen!" oder: „Lerne sparen!"



Friedhofswinkel

Sie klopfte an ein baufälliges Häuslein, und der arme Dorfgeiger lugte heraus und sagte bekümmert: „Ich habe nichts, dich nach Gebühr zu beschenken. Aber ich will dir ein Lied geben, das sollst du einmal deinen Kindern zum Schlaf singen." Er holte die Geige und spielte ein kleines Stück. Sie horchte andächtig zu. „Es geht mir gut ins Gehör," sagte sie. „Ich will es mir merken. Gott vergelt es Euch!"

Der Pfarrer erhob sich vom Betschemel und empfing freundlich das Mädchen. „Was begehrst du, du gezöpftes Volk?" — „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte sie demütig. „Eine arme Braut bittet um eine Aussteuer." Der Hochwürdige aber fuhr sie unwillig an: „Ganz allein gehst du in die Häuser? Schickt sich das für eine Braut? Du solltest eine ehrbare alte Frau zum Schutz bei dir haben!" Sie erwiderte: „Meine Muhme hätte mit mir gehen sollen, aber sie hat den Hexenschuß, und ihre Gans ist krank geworden. Und wie das Mädchen in der Haltung einer unschuldigen Blume und doch so selbstsicher in der Tür stand, rührte das den strengen Herrn, und er schenkte ihr ein goldgerahmtes Bild: „Das häng dir an die Wand! Die heiligen Jungfrauen sind darauf, denen ahme nach! Die Margret mit dem Wurm, die Barbara mit dem Turm, die Kathrina mit dem Rädel sind im Himmel die drei schönen Mädel." Die Braut küßte dem Geistlichen die weiße Hand und verließ ehrfürchtig auf den Zehen das weihrauchduftende Haus.

Hernach bot sie dem reichen Wirt ihren Spruch und hoffte, nun würden die guten Dinge in Fülle ihr zurinnen. Aber der Wirt zürnte sie an: „Du willst Geld? Wer mein Geld will, begehrt mein Leben! Bist du auch wirklich arm?" Sie lächelte: „All mein Heiratsgut geht in eine Zündholzschachtel hinein." — „Was soll ich dir geben?" murrte er. „Ich habe nur einen Hunderter im Haus. Du kannst mir ihn nicht wechseln. Und wechselt man einen Hunderter, so ist er auch schon hinweg." — „Gebt mir, was ihr entbehren könnt!" sagte sie. „Ei, warum plagst du mit deiner Heirat die ganze Welt!" polterte er. „Hungerleider sollen nicht Hochzeit halten!" Er holte ein runzliges Le-

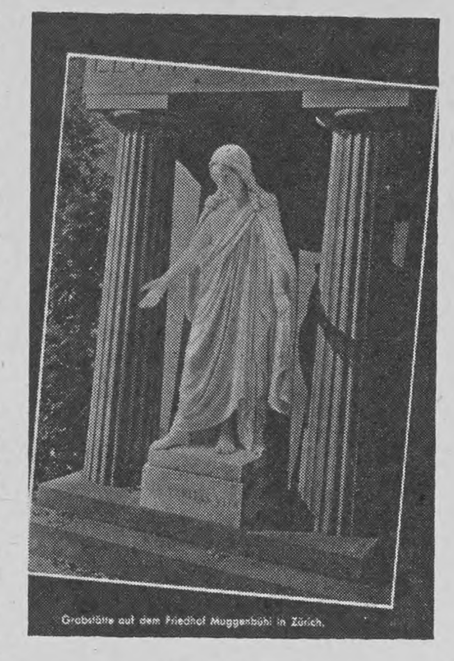
dertäschlein aus dem Sack, darin grünten allerhand abgedankte und falsche Kupferstücke, und mit abgewandtem Gesicht steckte er der Braut ein verbogenes Münzlein zu. Sie nahm es dankbar an. „Es ist ein Glückskreuzer," sagte er.

Dann wanderte sie zu den einöden Barggehöften hinauf. Gott hat seinen blauen Hut über die Welt gelegt, es war ein feines Getreidewetter, und die Bäuerinnen waren fröhlichen Mutes und schenkten ihr willig, wenn sie unter die vermoosten Dächer einkehrte.

Die meisten bedachten sie mit ein paar Schöpflöffeln Mehl, weißem und grobem, und einem Eßlöffel Schmalz, mit etlichen Eiern, mit Leinwand und einer Reiste Flachs, daß sie im Winter etwas zu spinnen habe. „Spinn nur fleißig, sonst holt dich der Mond!" drohten sie ihr lustig. Eine gab ihr einen rotgelben Apfel, und weil sie schon hungrig war, biß sie darein. Der Apfel schmeckte so frisch, als kreise und gäre darin noch der kühle Saft der Erde, und sie lobte ihn und wollte wissen, aus welchem Land diese Frucht stamme, weil sie so paradiesisch wohl schmecke. Und als sie erfuhr, daß der Apfel in dem Garten vorm Haus gereift sei, wunderte sie sich sehr, und meinte: „Bei euch ist die Erde süß! Jetzt muß ich aber die Hälfte meinem Bräutigam lassen."

Wie sie aber weiter übers Feld ging, traf sie einen eisgrauen Bettler, der rastete im Schatten einer Ulme und murmelte: „Ich bitt' um eine Unterstützung. Neunzig Jahr bin ich alt." Da schenkte sie ihm den halben Apfel und eine der glimmenden Silbermünzen, und er fing an, herzlich für ihr Glück zu beten.

Die Bäume schlummerten im müden Mittag, die Felsen atmeten die Sonnenglut zurück. Der Korb war schwer von Gaben. Und als die Braut über den Bergkamm wanderte, begegnet ihr mitten im Wald ein junger fremder Mensch mit Felleisen und Stecken. Er redete sie als Fräulein an und hätte gern gewußt, was sie da im Korbe trage. „Ach," wehrte sie ab, „ich bin gar kein Fräulein, ich bin nur eine bettelnde Braut." Wie sie in ernster Anmut ihre Bürde trug, gefiel sie ihm gut, und er sagte: „Dein Bräutigam hat viel Glück. Ob


Grabstätte auf dem Friedhof Muggenbühl in Zürich.

Grabdenkmal

er es aber auch verdient? Er ist wohl nicht von weit her. Du hättest auf einen Besseren warten sollen!" — „Ich kann nicht auf einen hohen und studierten Herrn hoffen," erwiderte sie. „Ein armes Mädchen muß froh sein, wenn einer es nimmt. Und mein Bräutigam ist gut." — „Darf ich dir den Korb tragen?" fragte jetzt der Wanderer. „Nein, ich bin selber stark genug. Und es steht einer Braut übel an, wenn sie im Wald mit einem Fremden redet." Er aber bat: „Nur ein paar Schritte laß mich mit dir gehen!" Seine Augen waren ohne Arg, und so ließ sie es zu.

Er erzählte, er sei ein Schlossergehilfe und wolle im Gebirge um Arbeit ansprechen. Und während er erzählte, schaute er oft in ihr mildes, ebenmäßiges, träumerisch ruhiges Gesicht.

Am Grat des Berges angelangt, gewahrten sie plötzlich eine schwarze Wolke über sich. „Es wird gleich regnen," wahrsagte die Braut. „Laß uns unter einem Felsen das Wetter abwarten!" Und sie führte ihn unter einen weit überhängenden Stein.

Es war ein leises, zärtliches Gewitter, das das Gefühl des Bangens nicht aufkommen ließ. Nur einmal dröhnte der Himmel heftiger die geduckte Erde an. Von dem jäh einsetzenden Regen bildete sich an der Platte über ihnen ein Wasserfall, der trennte eine Weile die beiden wie eine schleiernde Wand von der Welt. „Jetzt sind wir gefangen," flüsterte der Fremde. „Schüchtern streichelte er ihren vollen, gebräunten, kühlen Arm. Sie ließ es gewähren. Aber als er sie an sich ziehen wollte, deutete sie schalkhaft in die Richtung des abziehenden Donners und warnte: „Nicht! Der Himmel greint!"

Das Wetter glitt rasch vorüber, und der brausende Wasserschleier wurde dünner und versiegte. Als die beiden Menschen den Felsen verließen, der sie geschützt hatte, entdeckten sie daran eine Druse glänzender Kristalle. Da sagte der Bursch zu der Braut: „Der Stein blüht, weil du bei ihm gewesen bist."

Der Weg führte sie über eine moosige Heide nieder, und auf einmal schritten sie zwischen den hohen Wänden zweier Getreidefelder dahin, und Aehren berührten den Nacken des Mädchens, und Kornrosen sahen zu ihr auf mit blauem Freudeblick. Bezaubert streckte der Bursch die Hände nach ihr aus. Doch sie schüttelte das liebholde Haupt: „Es darf nicht sein. Das wachsende Brot schaut uns zu." Und sie deutete auf eine Aehre und sagte: „Aus jedem Körnlein wird ein Brosamen. Ich und mein Mann werden nicht hungern müssen."

Unter einer von summenden Honigvöglein bevölkerten Linde rasteten sie. Eine steinumfaßte Quelle sprudelte rege, und die Braut schöpfte daraus mit dem edlen Becher und ließ den Begleiter trinken.

Dunkle Tannen veredelten die Landschaft. Ueber das weithin offene, von sommerlich gelben Gefilden helle Tal schwammen milde Schatteninseln. Eine Herde graste in unendlicher Gelassenheit. Der Zusammenklang von Erde, Wolke, Wald, Düften und stillem Getier rührte die beiden ruhenden Menschen. Ihnen war, der Geruch der Blumen und Kräuter des Tales werde sichtbar und wehe wie ein zarter, durchsichtiger Schleier regenbogenbunt über die Triften herauf. Und das Mädchen sagte betroffen: „Ich will sehr lange leben, weil die Welt so schön ist."

„Sing mir ein Lied!“ bat er. „Singen läßt sich nicht zwingen,“ erwiderte sie. „Ich bin müde.“ Sie hatte den Kopf wie traumentrückt auf die Schulter gesenkt.

Sanft rieselte die Luft durch die Linde, eine Libelle schwebte mit gläsernen Flügeln über den Brunnen, und die Braut tat die Augen zu, lehnte sich langsam ins Gras zurück und entschlief. Hinter den gechlossenen Lidern mochte ein heiterer Traum walten, denn sie lächelte. Von ihrer Keuschheit umschanzt, ruhte sie. Der Bursch lauschte ihrem ruhigen Atem, er betrachtete ihr selig bewußtloses Gesicht, den edlen Leib, die vollkommen schönen Füße und war froh und traurig zugleich.

Als sie erwachte, sah sie ohne Verwunderung den Begleiter neben sich und grüßte ihn. Alles Gewölk hatte sich inzwischen wieder gelöst, und der Himmel glich einem blauen Glassturz, der mild erzitterte, wenn die höchsten Lerchen daranstießen.

Nun berührte der Bursch zaghaft ihr Knie. Sie zog es ohne Eile zurück. Ihr Herz war still wie ein Brunnen in seiner Felsentiefe, und sie sagte einfach: „Du wärest wohl der, der mir ganz und gar gefällt. Aber jetzt ist es zu spät.“ Er entgegnete seufzend: „Morgen heiratest du. Ach, mit der Liebe ist nicht zu spaßen! Und es geschieht uns wohl keine Freude ohne Leid.“ Nachdenklich sagte sie: „Wie wunderlich, daß mir das just heut auf meinem Brautgang widerfährt! Aber jetzt wirst du glauben, ich hab' einen falschen Sinn.“ — „Nein!“ sagte er.

Sie saßen noch lange und sprachen von ihrem Leben, nur nicht von ihren Seelen.

Als es dämmerte und die himmelsmüden Lerchen sanken, richtete sich die Braut auf. „Jetzt muß ich heim.“

Sie wanderten schweigend. Schon irrte der Glühwurm durch den schwarzen Strauch, ein Stern um den andern entfaltete sich. Der Mond zeigte sich in einem ganz wunderbaren Silber und färbte den hastigen Bach und die ruhsamen Wälder und Felsen und ließ die Blumen erblassen, die ihre Türlein vor der Nacht noch nicht zugetan hatten. Feierlich glommen die Silberleiber der Birken.

Von ihrer Seele zauberhaft gestoßen, trat das Mädchen jählings zu ihrem Begleiter hin und sagte leise: „Eine arme Braut tät bitten —“

Da küßte er erschrocken ihren sanft hingegebenen Mund, und ein Glück erschütterte die beiden, davor ihnen Welt und eignes Wesen verging.

Endlich löste sie den Kopf leise aus seinen Händen und trat zurück. „Verlassen wir uns! Jetzt trifft es uns zwei noch nicht so tief. Dort ist mein Dorf. Leb wohl!“

Brot!

Den frohen Geber lobt Gott. Und Er segnet ihn. Wir haben während des vergangenen Monats wieder manches Paket nach Deutschland senden können, denn unsere Leser haben Brot von ihrem Brot gegeben, um die Hungernden zu speisen. Es tut uns immer weh, wenn wir täglich so und so viele Hilfsrufe aus Deutschland beiseite legen müssen. Jeder möchte etwas haben wollen, nur für das Allernötigste. Und wir können nur so viel geben, als wir Geld haben. Auch für das Wenige, das wir erhalten und ausschicken können, danken wir dem Herrn und unseren frohen Gebern.

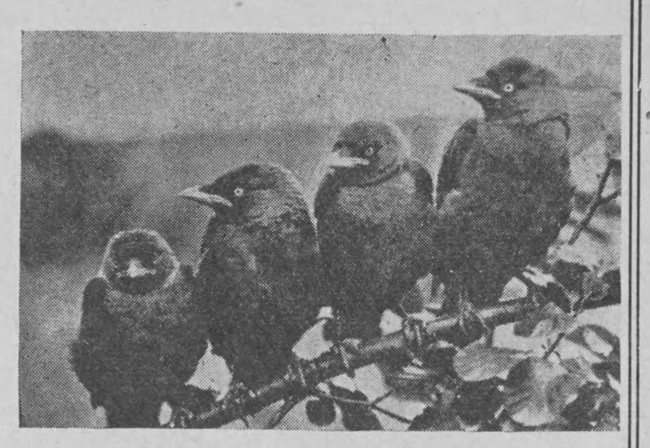
Wolle die Liebe nur größer wachsen.

Folgende Gaben für Deutschlandshilfe sind im Laufe des letzten Monats bei uns eingelaufen:

Oktober Marienbote:	$3,276.13
John Boser Sr., Vancouver, B.C.	10.00
John Roth Sr., Goodsoil, Sask.	10.00
G. Schaechtel, Quinton, Sask.	8.00
Ein Freund, Dunkin, Que.	2.00
Magdalena Doll, Fairview, Alta.	5.00
Joseph Jaschinski, Avonlea, Sask.	20.00
John Fischer, Cloverdale, B.C.	2.50
Herr Wildemann, Cloverdale, B.C.	2.50
Alex J. Hauk, Prelate, Sask.	3.00
F. Kratzer, Arbuthnot, Sask.	12.25
Emilia Bischoff, Johnsborough, Sask.	5.00
Mrs. Rehm, Regina, Sask.	10.00
Stephan Klotz, Regina, Sask.	20.00
Kolumbusritter, Holdfast, Sas..	20.00
Frau B. Schatz, Holdfast, Sask.	3.00
William Ehmann, Craik, Sask.	20.00
Mike Achtzehner, Kelowna, B.C.	5.00
Frau J. L. Gerling, Vancouver, B.C.	1.50
Frau John Baker, Regina, Sask.	5.00
Anton Jakubowski, Grayson, Sask.	2.00
Frau Fred Schneider, Regina, Sask.	3.00
Frau Anna Gartner, Primate, Sask.	20.00
Frau C. Rist, Regina, Sask.	1.00
	$3,466.88

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

(Fortsetzung)

Bernardo schaute auf seinen Pfarrer. Eine große Frage lag in seinen Zügen. Sein Gesicht sah fast ängstlich aus.

Jose hatte sich aufgerichtet und nach einem festen Knüppel gegriffen. Er blieb neben dem Eichbäumchen stehn und schaute mit grimmem Gesicht auf Bernardo.

„Verzeiht, Bernardo, ich bin ein alter Mann. Da ist zu viel Frömigkeit hierherum, die hat mich gepackt", sprach Herr Markus, sich von seinen Knien erhebend.

„Wer hat das gebaut?"

Bernardo sagte mit halblauter, unsicherer Stimme: „Der Nunes Carreiras und seine Frau."

Herr Markus trat ganz nahe an die kleine Mauer heran. Dann prüfte er die Stärke der Aeste. Bernardo stand neben ihm und sagte nichts. Auch Jose sprach kein Wort. Er hielt immer noch den Knüppel und schaute auf Bernardo. Franz stellte sich neben ihn.

„Komm einmal her, Franz", rief ihn der Pfarrer.

Der Knabe kam.

„Bist du jeden Tag hier?"

„Ja, Herr Pfarrer."

Herr Markus kam in arge Versuchung, den Knaben jetzt einmal ordentlich auszufragen. Er tat es aber doch nicht. Er sagte nur: „Bleib nur immer gut und bete fleißig."

Dann kehrte er sich um und ging dem Städtchen zu. Bernardo wanderte neben ihm her. Pfarrer Markus wartete auf Bernardos Meinung. Der sagte aber nichts. Und so sprach auch Herr Markus kein einziges Wort.

Erst als die zwei Männer vor dem Pfarrhaus standen, meinte Bernardo:

„Was machen wir jetzt?"

„Ich weiß nicht, Bernardo", antwortete der Pfarrer.

„Ich auch nicht, Herr Pfarrer. Das gibt Aerger. Gute Nacht."

Herr Markus schlief in jener Nacht kaum. Morgen war Sonntag. Was sollte er predigen?

„Heilige Maria, dein reiner Name ist die Ursache des ganzen Aergers. Jetzt hilf du mir, den richtigen Ausweg zu finden", betete der Pfarrer einmal über das andere.

Am nächsten Vormittag wandelte er mit einem Haupt voll schwerster Sorgen und Unruhen zur Kirche hinüber. Immer noch wußte er nicht, was er heute predigen solle.

Das Hochamt begann, das „Gloria" war gesungen, auch die Epistel und das Evangelium. Jetzt mußte Herr Markus auf die Kanzel. Er schwitzte vor Aufregung und sein Herz klopfte stark. Was sollte er nur sagen? „Heilige Maria, hilf", betete er noch einmal schwach, als er die vielen Augen auf sich gerichtet sah. Jetzt gab es keinen Ausweg mehr, er mußte irgendwie beginnen. Und so begann er denn mit einem mächtigen Kreuzzeichen und mit jenen Worten, die ihm in tiefster Seele wühlten:

„Meine lieben Leute, ich soll etwas sagen. Ihr schaut mich alle an und wartet. Ich habe gebetet und ich bete immer noch: Heilige Maria, erleuchte mich, damit ich meiner Herde die rechte Leitung gebe. Weiter weiß ich wirklich nichts zu sagen, kein Wort, nur einfach Amen."

Größte Spannung sprach aus den Augen der Zuhörer.

Die Kinder in den vordersten Bänken kümmerten sich jedoch herzlich wenig um die große, eigenartige Stille in der Kirche, in der so viele Herzen unruhig pochten, so viele Hirne fast bis zum Kopfschmerz brannten, und so viele Augen ungewöhnlich glühten und groß wurden.

Besonders in der ersten Kirchbank auf der Frauenseite herrschte unbesorgtes Leben. Dort saßen die zwei Zwillingsenkeltöchter des Stadtpolizisten Pedro, in deren sechsjährigen Köpfchen sehr viel Unruhe wohnte.

Gerade als Herr Markus seine schweren Worte beendete und, die unheimliche Ruhe fürchtend, schnell noch nachdachte, ob er nicht doch etwas mehr hinzufügen solle, beugte sich eines der kleinen, schwarzhaarigen Mädchen

von der Kirchbank zum Fußboden hinab. Es mußte ihr etwas aus dem Gebetbuch geflattert sein, in dem sie herumblätterte.

Sie hatte sich zu tief hinabgebeugt, denn plötzlich verlor sie ihr Gleichgewicht und viel kopfüber unter die Bank. Ihr Schwesterchen griff in flinker Hilfsbereitschaft nach einem Fuß der Entschwindenden, während von der anderen Seite nach dem zweiten Fuß gegriffen wurde.

Ein großes Gepolter entstand. Als die Leute aufschauten, sahen sie zwei kleine Mädchen in der ersten Kirchbank stehen, die zwei strampelnde Beine an den Füßen hochzogen, so hoch, daß jetzt auch schon ein Paar feststoffige blaue Kinderhöschen sichtbar wurden.

Das ward dem alten Baltasar zu viel, der den Mädchen gegenüber in der ersten Männerkirchbank saß. Ein gefährlich warnendes „Sssst" durchdrang die Kirchenstille, und über des Herrn Markus eben noch so versorgte Miene ging ein breites Lächeln.

Wie eine Erlösung kam dieses Lächeln. Männer und Frauen lächelten mit, ja lachten fast. Nur der alte Baltasar war immer noch erregt. Herr Markus jedoch eilte geschwind zur Kanzel hinunter und begann mit lauter Stimme das „Credo" zu singen.

Jetzt war die Luft in der Kirche wie umgewandelt. Ein jeder fühlte sich wie von einer großen Spannung befreit, und fast ein jeder, gläubig oder ungläubig, dankte ganz unbewußt dem Herrn, daß der Pfarrer nichts zu sagen brauchte. Denn tief im Herzen waren sie alle fromm. Alle hatten sie Ehrfurcht vor dem Priester und Verstehen seiner Lage. Das hatten sie ja eigentlich schon immer gehabt, und doch hatten sie gegen ihren Priester, seines Schweigens wegen, gemurrt. Und doch hatten sie eifrig über ihn geredet und waren heute in die Kirche gekommen, um große Dinge zu hören, die, so gesagt oder anders, zum Stein des Anstoßes werden mußten.

Nun kam der Stein des Anstoßes aber nicht, und, eigenartig, jeder war froh darüber, so froh, daß das Beten und das Singen seit langem nicht mehr so gut ging wie heute.

Herr Markus war auch ganz bei Stimme. War das ein „Sursum corda!", was er da sang! Und so kräftig und fröhlich wie das heutige „Ite Missa est" gab es in Fatima wohl auch noch garnicht.

Nach dem Hochamt ging Herr Markus frohen Herzens ins Pfarrhaus zurück.

Dort wartete ein junger Mann auf ihn, der sich als Ludwig Carracci vorstellte.

Herr Markus rückte sich die Brille zurecht. Bedachtsam schaute er sich seinen Besucher an. Das war also der junge Mann, der die Rosa heiraten wollte. Herr Manuel meinte, es sei nicht kanonisch, die beiden zusammenzubringen.

Herr Markus schmunzelte. Er war sehr gut gelaunt, ganz aufgelegt, dem Herrn Manuel einen belehrenden Streich zu spielen. Der Ludwig und die Rosa müssen zusammenkommen, damit Herr Manuel sieht, daß das größte aller kanonischen und kirchlichen Gesetze doch die Liebe ist.

„Dann komm nur mit und leiste mir bei meinem Mittagessen Gesellschaft. Du kannst ja mitessen", meinte Herr Markus.

Ludwig verbeugte sich artig und dankte für die Einladung.

„Der Kerl hat Manieren", dachte der Pfarrer sich, während er seinen Gast ins Eßzimmer führte.

„Du bist also der Ludwig, und du bist hergekommen, um die Rosa zu heiraten", sprach Herr Markus über seiner Suppe.

„Das stimmt, Herr Pfarrer", antwortete Ludwig.

„Wie lange kennst du sie denn schon?"

„Ich habe sie vor drei Jahren in der Stadt kennen gelernt. Wir waren sehr oft zusammen."

„So so", meinte Herr Markus, „dann habt ihr euch also gern gehabt. Du weißt doch, daß sie mit einem unehelichen Kinde nach Hause kam?"

„Ja, das weiß ich."

„Sag' mal, Bub, weißt du auch, wer der Vater des Kindes ist?"

„Das weiß ich nicht, Herr Pfarrer. Will es auch garnicht wissen. Ich nehme die Rosa und das Kind."

„Das ist brav. Sehr brav. Hm. Will die Rosa aber dich?"

„Die wird mich schon wollen. Die soll sich doch freuen, wenn sie jetzt noch einen findet, der sie heiratet", gab Ludwig mit etwas scharfer Stimme zurück.

Herr Markus runzelte die Stirn. Dieser Satz, und der Klang der Stimme, mit dem er gesagt, gefiel ihm nicht. Lange schaute er sich den jungen Mann prüfend an. Der aber sprach weiter:

„Man hört ja viele Dinge über Gottesmuttererscheinungen, die hier in Fatima stattfinden sollen. Was meinen Sie davon, Herr Pfarrer?"

Pfarrer Markus begann sich jetzt aber wirklich zu wundern. Die Rosasache ist also schon vorbei, jetzt will er über die Erscheinungen sprechen. Was soll denn das bedeuten? Wenn der Kerl in die Rosa verliebt ist, dann sollte er doch eigentlich weiter über sie reden. Ueber seine Freundschaft zu ihr, über seine Heiratspläne, über die Frage, wie er wieder mit ihr zusammenkommen könne.

Herr Markus sorgte sich schon wieder. Kaum ist eines vorüber, kommt eine andere Sache. Diese Liebesgeschichte zwischen Rosa und Ludwig hatte er sich so schön gedacht, weiß Gott, die scheint denn doch nicht so einfach zu sein. Die Rosa wurde bös, als er nur Ludwigs Namen nannte, der Ludwig kommt her, will sie heiraten, und zeigt überhaupt kein Liebesfeuer. Ueber die Erscheinungen will er reden, nicht über Rosa. . .

„Was ich von den Erscheinungen denke, möchtest du wissen?", fragte er nach einer Weile. „Wir Priester sind sehr vorsichtig in solchen Sachen, sehr vorsichtig. Man muß da aufpassen, daß man das Volk nicht verwirrt, andererseits sind aber solche Erscheinungen schon vorgekommen. Da muß man auch aufpassen, daß man die heilige Jungfrau nicht beleidigt."

„Wenn die Gottesmutter, wie man so sagt, wirklich hier gewesen wäre, dann hätte sie sich schon allen Leuten gezeigt", antwortete Ludwig mit einem Eifer, der den Einfluß des Herrn Manuel verriet.. Pfarrer Markus hatte wirklich keine Lust, mit dem jungen Burschen über Dinge zu sprechen, über die er sich selbst noch garnicht einig war, und die ihm bis jetzt schon so viele schlaflose

Nächte bereitet hatten. Darum brach er dieses Thema einfach ab indem er fragte:

„Was machen wir jetzt also mit dir und der Rosa? Kann ich dir irgendwie helfen?"

„Jawohl, das können Sie, Herr Pfarrer. Holen Sie das Mädchen her und waschen Sie ihr ordentlich den Kopf. Sie ist dickköpfig, und das hilft weder ihr noch mir noch dem Kinde. Reden Sie ihr die Heirat ein. Sie muß doch verstehen, daß ich nur ihr Glück will?"

Herr Markus wischte sich den Mund. Dieser Ludwig gefiehl ihm nicht ganz. Zu viel Aufgeblasenheit saß in ihm. Sehr selbsteingenommen schien er zu sein. Er kam nicht, um Rosas Hand zu bitten, er kam zu fordern. „Ist das wohl Liebe?", fragte Herr Markus sich, und er nahm sich vor, die Sache erst einmal tiefer zu untersuchen, bevor er sich da hineinmischte.

Es war Nachmittag, in der Mitte der Woche. Auf dem Wege, der von Olival, einer Nachbarortschaft Fatimas, zum Irenental führte, schritt Jose zwischen zwei Eseln dahin. Auf jedem der Reittiere saß ein Priester, rechts der hochwürdige Herr Dekan Faustino Jacinto Ferreira, Pfarrer von Olival, links der hochwürdige Pfarrer Cruz, der früher einmal in Fatima stationiert war und aus dessen Händen Luzia Santos vor drei Jahren die erste heilige Kommunion empfangen hatte.

„Wie weit ist es noch?", fragte Herr Faustino, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Er war ein mächtig starker Mann mit dem Gesichte eines Kindes. Sehr gelehrt war er und tief fromm, und seine Beine waren so lang, daß sie vom Esel herab den Boden berührten.

Auch Herr Cruz war ein hochgebauter Priester, denn wie beim Herrn Faustino, so war es auch bei ihm: Seine Füße hingen vom Esel herab bis in den Staub des Weges Er war ein sehr stiller, in sich gekehrter Herr, vom Volke als Mann von großer Heiligkeit verehrt.

„Wir sind gleich da, Hochwürden", beruhigte Jose. „Erschrecken Sie nur die Kinder nicht. Alle Menschen sind gegen sie, auch der Herr Manuel, der eigentlich kein Priester sein sollte, weil er keinen Glauben hat und keine Liebe."

„Na na", meinte Herr Faustino warnend. „So mußt du niemals über einen Geistlichen sprechen, Jose. Das ist nicht christlich. Wir müssen doch erst einmal sehen, wer recht hat, Herr Manuel oder die Kinder."

Jose blieb stehen:

„Herr Pfarrer, Sie haben gesagt, die Kinder könnten nicht lügen. Ich bin zu Ihnen gekommen und habe Ihnen erzählt, wie die Sachen stehn. Die Kinder brauchen einen guten Priester. Unser Pfarrer ist sehr gut, er kann aber nichts machen, weil zu viel Leute gegen ihn sein würden. Die Kinder haben mir gesagt, ich solle ihnen vom lieben Gott erzählen, und das kann ich nicht. Dazu sind die Priester da. Die Kinder haben aber keinen Priester, darum bin ich zu Ihnen gekommen. Und jetzt sagen Sie: Wir wollen sehen, wer recht hat, der Herr Manuel oder die Kinder. Die Kinder haben recht, bei Gott, ihr Pfarrer, seid Ihr denn alle ungläubig?"

„Warte nur, warte nur, Jose. Werde nicht so bös"; beruhigte Herr Faustino mit seiner tiefen Stimme. „Ich habe noch lange nicht gesagt, daß ich nicht glaube. Viermal bin ich schon in Lourdes gewesen, die heilige Gottesmutter zu verehren. Wenn die Gottesmutter sich wirklich in Fatima gezeigt hat, werde ich der erste sein, der sie in Fatima begrüßen wird, das kann ich dir sagen. Zeig uns den Weg und lasse mich erst einmal mit den Kindern sprechen."

Herr Cruz hatte inzwischen seinen Rosenkranz hervorgezogen:

„Beten wir", sagte er, und begann laut mit dem Glaubensbekenntnis. Herr Faustino und Jose antworteten ebenso laut.

Vor dem Eichbäumchen im Irenentale standen Franz, Jacinta und Luzia. Sie schauten den Daherkommenden entgegen.

Herr Faustino und Herr Cruz stiegen von ihren Eseln herab.

„Geben Sie die Biester her", sagte Jose, nach den Zügeln greifend. Er führte die Esel abseits und band sie an ein kleines Oelbäumchen.

Die zwei Priester traten an die Kinder heran. „Gelobt sei Jesus Christus", grüßten die Kleinen.

Jacinta schaute auf Franz und flüsterte: „Zieh die Kappe ab!"

Franz griff nach seinem Schlapphut und warf ihn neben sich ins Gras.

„Kennt ihr uns?", fragte Herr Faustino die Kinder.

„Ja", antwortete Luzia. „Ihr seid der hochwürdige Pfarrpriester von Olival, und der Herr Pfarrer Cruz war bei uns in Fatima."

„Seid ihr auch immer noch gut und fromm?", fragte Herr Faustino weiter.

„Die Gottesmutter hat uns gesagt, wir sollen immer fromm bleiben", entgegnete Luzia.

„Ihr habt also die Gottesmutter gesehen? Wann denn und wo?"

Jetzt begann Franz eifrig zu werden:

„Dort, über dem Eichbäumchen. Im Mai, am St. Antoniusfest und am 13. war sie hier. Am dreizehnten August wird sie wiederkommen, hat sie gesagt."

Herr Faustino gab seinem geistigen Mitbruder ein Zeichen mit den Augen. Der nickte. Dann sprach Herr Faustino:

„Jacinta, ich werde jetzt mit dir sprechen, und Herr Cruz möchte gern mit Luzia reden. Franz, du kannst hier mit Jose warten, bis wir fertig sind. Dann werde ich auch mit dir allein reden."

Die Kinder schauten verwundert auf die Priester.

„Keine Angst, Mädchen", meinte Herr Faustino gemütlich, „wir wollen nur einmal ganz richtig wissen, was die heilige Gottesmutter von euch will. Komm, Jacinta. Und du, Luzia, geh mit Herrn Cruz. Du kennst ihn ja sehr gut."

Herr Faustino nahm Jacinta, Herr Cruz die kleine Luzia bei der Hand. Unweit des Eichbäumchens ließen sie sich im Grase nieder, Herr Faustino mit Jacinta östlich vom Bäumchen, Herr Cruz und Luzia westlich.

Jose und Franz schauten ihnen nach. Franzens Augen waren voller Neugierde.

„Was wollen die mit den Mädchen sprechen?", fragte er unruhig.

„Ich weiß nicht", meinte Jose, „du wirst es ja bald

wissen. Sie wollen ja auch mit dir sprechen."

„Schaut, Jose, sprach Franz wiederum, „der Herr Faustino schreibt alles auf, was Jacinta ihm sagt."

Jose sah hin. Dann drehte er sich um und schaute auf Herrn Cruz und auf Luzia.

„Der Pfarrer Cruz schreibt auch", flüsterte er. „Was das sein soll, weiß ich nicht. Ich habe die Priester geholt, damit sie euch helfen, gut zu bleiben. Sie sind gute Priester, Franz. Die werden euch nichts Böses tun. Habe nur keine Angst."

„Warum habt ihr die Priester geholt? Ich bin doch jetzt gut, Jose. Die heilige Gottesmutter hat doch mit mir gesprochen", erregte sich da Franz, mit großen Augen auf Jose schauend.

„Schau, Franz", erklärte da Jose mit leiser Stimme, „ich bin kein Heiliger und auch kein gelehrter Priester. Ich bin aber schon alt und weiß etwas von der Welt. Vielleicht bist du gut, vielleicht auch nicht. Die heilige Maria ist aber ganz gut, und der Herrgott ist noch viel besser. Meinst du, irgendein Mensch kann gut genug für die heilige Maria und für den Herrgott sein? Euer Pfarrer kann euch keinen Unterricht geben, wie man ganz gut werden kann. Warum, das wirst du verstehen, wenn du einmal groß bist. Ich kann dir auch keinen Unterricht geben, denn ich bin nicht gut. Ich bin ein Lump vor dem lieben Herrgott, und ich habe viele Sünden. Wenn euch aber niemand belehrt, wie man so gut werden kann wie die Heiligen, dann könntet ihr euch bald etwas darauf einbilden, daß die heilige Gottesmutter mit euch spricht, mit niemandem als nur mit euch. Das aber wäre Sünde. Ich habe die Priester geholt, damit sie euch gut belehren."

Noch viele andere weise Dinge erzählte der Vagabund dem lauschenden Knaben, weise Dinge, die überall dort erwachsen, wo die Furcht des Herrn ist. Und die war in Jose, seitdem er von der Gottesmutter von Fatima gehört. Sie war dort nicht so sehr als Furcht vor der Hölle — obwohl Jose in ein mächtiges Bangen kam, wenn er daran dachte, was Franz ihm vom Höllenfeuer erzählt hatte — sondern als heilig scheue, ergriffene und anbetende Ehrfurcht vor, wie Jose es empfand, den unbegreiflichen Tiefen der göttlichen Heiligkeit. So wie den Engeln des Himmels ging es ihm, die, berauscht von Gottes herrlichem Wesen, mit ihren Flügeln sich die Augen bedecken, um nicht vom Anblick so vieler heiliger Schönheit vergehen zu müssen.

Ja, Jose fühlte sich trotz seiner vielen Sünden bei Gott ganz zu Hause. Sein Gewissen plagte ihn seit letzter Zeit zwar schrecklich, er griff aber immer wieder mit seiner ganzen zerrissenen Seele nach Gott, wie die Sünderin Magdalena nach Jesus griff und nach Seiner Liebe. Warum das so kam, wußte Jose sich nicht zu sagen. Er fühlte aber, daß die Liebe Gottes doch etwas unbegreiflich Großes und Anziehendes, und daß die Seele viel näher mit dieser Liebe als mit der Sünde verwandt sei, obwohl es dort immer mehr Sünde als Liebe gibt. Eigenartig ,ans Beichten dachte Jose noch garnicht. Er war noch etwas zu verwildert, um verstehen zu können, daß Jesus durch des Priesters Hand jede Seele waschen will. Tief in seinem Herzen hatte er jedoch noch sehr viel unverdorbene Frömmigkeit. Und die war jetzt auf einmal laut geworden. Sie ließ ihn ahnen: Die Lossprechung allein macht es nicht. Die neue Liebe, die zur Beichte führt und nach der Beichte bleibt und immer mehr ergreift, das ist die Hauptsache.

Er hatte zwei Priester geholt, die den Kindern das Heiligwerden beibringen sollten, wie er meinte. Seine Seele witterte, daß da irgendwo in der Welt doch Wegweiser sein müssen, die zu jenen Herrlichkeiten hinaufführen, die sich den Kindern in der heiligen Jungfrau von Fatima so lieblich und so strahlend offenbaren. Und es verlangte ihn selbst nach diesen Wegweisern.

Herr Faustino und Jacinta standen plötzlich vor Jose und Franz.

„Franz, jetzt komm du einmal her", sagte Herr Faustino freundlich. „Jacinta kann hier bei Jose bleiben. Es wird nicht lange dauern."

Franz ging mit dem Priester.

Jose schaute auf die neben ihm sitzende kleine Jacinta.

„Was hat er dich gefragt?"

„Alles hat er gefragt, Jose", erwiderte das Mädchen, „wieviel mal die heilige Maria hier war, was sie gesagt hat, wie sie angezogen war, von welcher Seite sie gekommen sei, und auch, ob sie gelächelt habe. Und alles hat er sich aufgeschrieben. Warum hat er das alles aufgeschrieben, Jose?"

„Das weiß ich nicht, Jacinta", bekannte der Vagabund.

Inzwischen kamen auch Herr Cruz und Luzia.

„Wollt Ihr auch mit mir sprechen?", fragte Jose den Priester.

„Du hast uns ja schon alles erzählt, Jose", gab der Priester zurück. „Herr Faustino und ich wollen jetzt noch nach Fatima, den Herrn Markus besuchen. Hole die Esel, Jose."

Jose erhob sich. „Herr Pfarrer, werdet ihr wiederkommen? Die Kinder haben ja niemand, der sich um sie kümmert. Ihr müßt wiederkommen."

„Mache dir nur keine Sorge. Der liebe Gott wird schon alles richtig leiten", beruhigte Herr Cruz den Landstreicher mit seiner freundlichen Stimme. Dann schritt er an den Eichbaum heran und schaute zu ihm empor.

Eine halbe Stunde später verließen die zwei Geistlichen das Irenental. Sie bogen vom Wege ab und lenkten ihre Esel in die Felder. Weit abseits des Weges stiegen sie ab, setzten sich ins Gras, und begannen zu sprechen. Sie verglichen die Schriftstücke, auf denen sie der Kinder Aussagen niedergeschrieben hatten.

„Da gibt es keinen Widerspruch", meinte Herr Faustino, nachdem sie damit fertig waren. „Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich bin fast überzeugt, die Kinder sagen die Wahrheit."

„Gelobt sei die heilige Jungfrau, die Mutter unseres Herrn", sprach da der fromme Herr Cruz. „Wenn es Gottes Wille ist, daß Wunder hier geschehen, dann wird Gott diese Wunder auch zu beweisen wissen. Am dreizehnten Oktober, sagen die Kinder, wolle die Gottesmutter ihre Fatimabesuche durch ein Wunderwerk allen Menschen kundtun. Wir werden ja sehen, wie wahr diese Weissagung ist. Ich denke, die Kinder lügen nicht. Daß sie sich solche Sachen ausdenken könnten, ist unmöglich. Viel Sinn liegt hinter allem, was sie uns erzählt haben. Viel

Sinn und eine große Wahrheit. Rosenkranzgebete, Bekehren, Sühne und Verehrung des reinen Herzens Mariä — Herr Faustino, was meinen Sie wohl wie die Welt aussehen würde, wenn wir das täten? Brächte uns das nicht die große Wiedergeburt des Menschen und der Menschheit in Christus?"

„Gelobt sei Maria", antwortete der Priester Faustino.

Die zwei Herrn bestiegen ihre Esel und ritten gen Fatima, wo Pfarrer Markus sie mit großer Freude empfing. Männer und Priester seines Alters und seiner Frömmigkeit sah er in ihnen, und sie kamen wie gewünscht. Bis jetzt hatte er, den ungläubigen Herrn Manuel ausgenommen, noch mit keinem seiner priesterlichen Mitbrüder über seine Fatimasorgen gesprochen. Er wußte ja nicht, wie er darüber sprechen sollte, ob glaubend oder ob verneinend.

Heute aber sprach er sich gründlich aus. Herr Faustino und Herr Cruz erzählten ihm von ihrer Untersuchung, die sie auf eigenen Antrieb mit den Kindern unternommen. Dann prüften die drei Priester noch einmal die Aussagen des Buben und der zwei Mädchen. Man suchte eifrig nach Widersprüchen oder nach absoluten Unmöglichkeiten, es fanden sich jedoch keine.

Herr Markus bekreuzte sich andächtig, als Herr Cruz sagte:

„Was die Kinder uns da als Botschaft der Gottesmutter übermittelt haben, erinnert mich an die tiefe Weisheit Gottes, die, wie in St. Paulo geschrieben steht, den Toren kundgetan wird. Das alles klingt so einfach, und doch verbirgt sich das Heil der Welt gerade darin.

„Wir sollen den Rosenkranz beten. Während des Rosenkranzgebetes betrachten wir die Erlösungsgeheimnisse der Geburt, des Leidens und des Auferstehens Christi. Den Rosenkranz betend, denken wir an Christus, und werden auf diese Art wieder mit ihm bekannt. Wer Christus betend kennen lernt, wird ihn auch lieben. Und so geschieht denn, was wir ja predigen: Durch Maria zu Christus.

„Das scheint Maria uns sagen zu wollen: Lernet den Heiland wieder kennen, lernet ihn aber betend kennen. Wer ihn betend kennen lernt, tut Buße für seine Sünden und bringt neue Jesusliebe in die Welt."

„Amen", sprach Pfarrer Markus, und „Amen" sprach auch Herr Faustino.

Dann sagte der Pfarrer von Fatima:

„Sie werden mich verstehen, meine Herrn, daß ich mit den Kindern sehr vorsichtig bin. Man hört ja von so vielen sogenannten Muttergotteserscheinungen, die sich nachher als Betrug oder wenigstens als Einbildung erweisen. Wissen Sie, immer, wenn ich höre, daß die Gottesmutter eine neue Andacht eingeführt haben will — wie zum Beispiel in unserem Falle die Andacht zu ihrem Unbefleckten Herzen —, und immer, wenn von geheimen Offenbarungen gesprochen wird, von Botschaften der Gottesmutter, die nicht verraten werden dürfen, werde ich verdächtig."

„Ich auch", meinte Herr Cruz. „Die Andacht zum Unbefleckten Herzen Mariä ist mir jedoch klar. Andacht heißt auch Nachfolge. ‚Setzet an Stelle eurer sündhaften, liebesleeren Herzen mein Unbeflecktes, gnadendurchlebtes Herz', will die Gottesmutter wohl sagen. Ist das nicht reinste Evangelienbotschaft? Heilig werden, wie Gott heilig ist, nach dem Beispiel Mariens, das ist doch des Heilands Lehre? Und die Geheimbotschaften? Ja, wenn bis jetzt alles gestimmt hat, dann werden auch die ihren Zweck haben. Wenn ich einmal von der Wahrheit der Fatimaerscheinungen überzeugt sein werde, wird mir keine Geheimbotschaft den Kopf zerbrechen. Wir haben solche Dinge bereits gehabt, und immer wurde alles offenbar."

„Sind Sie überzeugt, Herr Cruz?", wollte da Herr Markus wissen. Er hatte sich weit vorgebeugt und schaute seinen Mitbruder mit heißen Augen an.

„Fast", sagte Herr Cruz, und Herr Faustino fügte hinzu: „Ich auch".

Dann kamen die drei Geistlichen auf die Kinder zu sprechen.

„Die brauchen geistige Führung. Ich denke, die sollte ihnen gegeben werden. Alle drei haben sie erzählt, daß sie, dem Wunsche der erscheinenden heiligen Frau folgend, Buße für die Sünden der Welt tun. Sie geben ihr Mittagsbrot öfters den Schafen oder anderen Kindern, und laufen selbst hungrig herum. Franz sagte, er habe schon zweimal Steine in seine Schuhe gelegt, damit sie seine Füße schneiden. Jacinta und Luzia haben sich gegenseitig mit Brennesseln die Arme gestrichen. Das ist ja alles schön und gut. Ich denke aber doch, es müßte Ordnung in die Sache kommen, so daß dieses Büßen auch zur Tugend führt, zur fruchtbaren Tugend. Jemand muß ihre Seelen leiten, muß sie richtig beten und richtig opfern, vielleicht auch richtig betrachten lehren."

Es war Herr Faustino, der da so sprach. Herr Cruz fügte hinzu:

„Was meinen Sie, Herr Markus, hätten Sie etwas dagegen, wenn wir zwei, der Herr Faustino und ich, diese Sache übernähmen? Schaden könnte es ja nicht. Sie hätten hier in Fatima wohl zu viel Schwierigkeiten, wenn Sie es selbst täten. Niemand wird wissen, daß wir die Kinder unterrichten. Ich nähme den Franz und die Jacinta, Herr Faustino nähme die Luzia."

„Luzia soll auch das Schreiben und das Lesen lernen. Das habe ihr die Gottesmutter gesagt, behauptet sie. Diesen Unterricht übernähme ich schon gern", schloß Herr Faustino.

„Sie haben meinen ganzen Segen", entgegnete Herr Markus mit gerührter Stimme. Es war ihm, als ob die Erscheinungen nun ein für alle mal erwiesen wären. Seine Brust war ganz gefüllt von schönstem Frömmigkeitsempfinden.

Er erhob sich und trat ans Fenster.

„Haben Sie auch den Jose getroffen, den Vagabunden?", fragte er, in den Garten hinausschauend.

„Der Jose hat uns geholt", antwortete Herr Faustino.

„Der Jose hat Sie geholt?", wandte sich da Herr Markus ganz erstaunt um, „der Jose?"

„Er hat uns gesagt, die Kinder brauchten priesterliche Leitung. Woher der Bursche das hat, kann ich mir garnicht vorstellen. Es scheint da etwas Gutes hinter seiner verkommenen Stirn zu stecken", sprach Herr Faustino wieder.

„Der Jose ist mir ein Rätsel". Herr Markus schüt-

telte langsam den Kopf. „Er glaubt felsenfest an die Erscheinungen, sitzt tagelang bei den Kindern, droht den Leuten von Ourem, die die Kinder erschrecken wollten, und doch ist seine Nase immer noch rot vom Trinken. Nicht vom früheren Trinken, meine Herrn, aber, ich möchte fast sagen, vom täglichen Trunk. Und seine Sprache, du lieber Gott, sündhaft und fluchend, wie eben nur ein verkommener Mensch sprechen kann.“

„Der Bursche ist ein Rätsel“, antwortete Herr Faustino. „Ich kann mir aber garnicht denken, daß er auch vor den Kindern so spricht. Den scheint die Gnade gefaßt zu haben und der Teufel festzuhalten. Nein — ich kann mir garnicht denken, daß der die Kinder verderben könnte. . .“

„Die Kinder verderben den alten Adam in ihm, denke ich“, meinte Herr Cruz da still. „Er läuft der heiligen Gottesmutter nach, und kann sie noch nicht einholen. Es wäre wohl garnicht schlecht, auch ihn einmal in die Schule zu nehmen.“

Lange noch sprachen die geistlichen Herrn miteinander. Erst spät nach dem Abendbrot verabschiedete Herr Markus seine Besucher. Dann nahm er sein Brevier und ging in die Kirche hinüber.

Am nächsten Tage kam Herr Markus wieder in große Aufregung. Es war schon spät abends, als sich seine Tür plötzlich öffnete. Vor ihm stand Rosa.

„Herr Pfarrer“' sprach das Mädchen mit zitternder Stimme, „der Ludwig war draußen gewesen, im Irenental. Er hat die kleine Mauer um das Eichbäumchen zerstört und das Holz zerbrochen, aus dem das Tor gemacht war. Ich habe es selbst gesehen. Er hat mich nicht gesehen. Ich ging hinaus beten. Ganz wild war er, Herr Pfarrer, ganz wild.“

Herr Markus sprang auf: „Was? Der Ludwig? Mädchen, lügst du?“

„Kommen Sie mit, Herr Pfarrer, ich zeige es Ihnen.“

Herr Markus nahm Hut und Stock und eilte zur Tür hinaus. Kein Wort sagte er, bis er vor dem Eichbäumchen stand und die Zerstörung sah. Das Steinmäuerchen um den Eichbaum herum war teilweise ganz umgeworfen, der Holzeingang mit dem Kreuz zerbrochen. Die zwei Oellämpchen waren nicht zu finden.

„Rosa“, fragte Herr Markus mit bleicher Miene, „weißt du genau, lügst du nicht, daß Ludwig das getan hat?“

Er schaute dem Mädchen fest in die Augen. Rosa wich diesem Blicke jedoch nicht aus: „Es war Ludwig, Herr Pfarrer. Sie kennen ihn nicht. Ich kenne ihn aber.“

„Was meinst du damit?“, fragte Herr Markus.

„Mein Kind ist sein Kind. Er ist der Vater!“

Pfarrer Markus mußte sich setzen. Er gebrauchte dazu die zerstörte Steinmauer. Mit großen, staunenden Augen schaute er auf Rosa:

„Der Ludwig ist der Vater deines Kindes?

Als Rosa in Tränen ausbrach, sprach er sanft:

„Komm Kind, setze dich neben mich und erzähle mir alles.“

Rosa blieb jedoch stehen. Sie weinte in ihre Schürze hinein und sprach von ihrer Geschichte. In der Stadt sei sie gewesen, ein paar Monate lang, wo sie gearbeitet habe. Dort sei sie mit Ludwig zusammengekommen. Sehr oft zusammengekommen. Sie habe ihn sehr gern gehabt, darum seien sie fast immer zusammengewesen. Es sei aber alles so neu gewesen, der Ludwig, sein Schmeicheln und Streicheln, die Stadt und Ludwigs ewiges Versprechen, daß auch sie einmal mit ihm in der Stadt, und nur in der Stadt, wohnen werde. Ja, so neu und so anziehend war das alles, daß sie es wollte. Daß sie alles wollte, was Ludwig versprach und was Ludwig wollte.

Später kam es anders. Sie mußte heim. Ludwig wollte sie nicht mehr heiraten, arbeiten konnte sie nicht, denn die Geburtsstunde des Kindes kam immer näher. Sie mußte heim, weil Ludwig keine Lust mehr hatte, sie als seine Frau zu sich zu nehmen. Jetzt wolle er sie nur deswegen heiraten, weil er eine sehr gute Mutter habe, die von allem wisse und auf Wiedergutmachung dränge. Auch arbeite Ludwig für seinen Onkel, einen sehr frommen Herrn, der gedroht habe, mit Ludwig vollständig zu brechen, falls er sie, die Rosa, nicht hole. Ludwig habe Angst vor seinem Onkel, denn dieser Onkel sei seine Zukunft.

Herr Markus lauschte und staunte. Die alte Geschichte also. Die alte Geschichte, die jedoch ein Gesicht trug, das Herr Markus wirklich nicht erwartet hätte.

„Rosa, komm, wir machen hier etwas Ordnung, und dann gehen wir heim. Deine Geschichte muß ich mir erst durch den Kopf gehen lassen. Sie ist mir zu unglaublich“, sagte er und erhob sich.

„Armes Kind“, fügte er noch hinzu. Dann machte er sich ans Werken. Rosa half mit.

„Ja, und wir sind jetzt wieder Freunde?“, meinte Herr Markus nach einer Weile, ohne von den Steinen aufzuschauen, über die er gerade gebeugt stand.

Da weinte das Mädchen wieder auf. Laut und schluchzend. Ihr ganzes Gesicht bedeckte sie mit ihrer bunten Schürze.

„O weh“, rief Herr Markus da laut, „so habe ich es nicht gemeint, Rosa. Ich will dir wirklich keine Vorwürfe machen. Ich wollte doch nur wissen, ob wir wieder Freunde sind.“

„Ich war so grob zu Ihnen, Herr Pfarrer. Und das Kind, was soll ich jetzt tun?“

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Has World War III Begun?

by JOHN MATHIAS HAFFERT

("The Scapular" May 1947)

In the Spring of 1947, making grim music to the flowering of Easter, the American press began to speak the terrible truth proclaimed earlier from the Vatican. World War III had already begun; "men must prepare themselves (to use the very words of Pope Pius XII) for unprecedented suffering."

The Saturday Evening Post made the now internationally apparent statement: "Moscow could take over France by telephone, making France a member of the U.S.S.R., but does not consider it expedient to her foreign policy to formally and completely take over France at this hour." 'Life' magazine published a digest of Burnham's forthcoming book on the struggle for world power and commented editorially: "World War III has already begun, and America is unprepared while Russia is waiting."

The third World War began before the second was over. Already many American lives have been lost; many thousands of Greek, Chinese, Balkan, Polish, and other lives have been shattered into the company of victims of World War II.

WHY ARE WE UNPREPARED

During World War II, the people of the world built up a resistance to horror. Man can be shocked by sights such as stared from the screens of our theatres or up from the actual steaming sands of Iwo, but he can be shocked too often. The nervous system defends man by building a resistance against horror . . . a partial apathy that enables a former poet to step unseeing over the fallen corpse of a comrade as he stolidly marches forward in battle. And thus America, as well as most of the other nations of the world, has become so accustomed to anticipation of horror that the nervous system of the entire nation is failing to respond to the alarm of World War III.

If 'Life' magazine, with the largest circulation of any periodical in America, were to have stated in 1936, "World War II has already begun . . . American lives have already been lost . . .", the nation would have reacted violently. Would not the shooting down of five innocent American airmen over Yugoslavia, on orders from Moscow to see how far Communism might go in Europe before we would resist it by force, have stirred us just as much as Pearl Harbor? Our government knew that the death of these airmen was ordered by Moscow; it was announced by Richard Harkness the very nigh the five men were buried in Arlington Cemetery, and we were

Vol. XVI Nov. 1947 No. 2

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

still sending relief to Yugoslavia!

LOST TIME

But the sands are rapidly, rapidly running through the glass.

In the summer of 1946 I witnessed the frontline skirmishes of World War III in western Europe. I heard the deathknell of France from a leader of Catholic Action, over a luncheon table in Paris. I saw the hammer and sickle and the red star in dripping red paint on all the approaches to Rome. I talked to the Holy Father, and saw in his eyes those crucified priests in Lithuania, those bodies in the gutters of Trieste, those cries for his own very life in Rome itself, those crawling arms of the octopus of the Third International groping over the whole earth for the final crush of death. One of the few rulers of Europe who has brought his country unscathed through World War II, Salazar, Premier of Portugal, told me during an informal visit in his mansion behind the national assembly in Lisbon: "There is no hope of peace; problems now confronting the statesmen of the world are more grave than ever before."

CHANCES AGAINST US

Humanly speaking, chances are three to ten against the survival of American democracy in this struggle that has begun.

Russia could not take over America by telephone, as in the case of France, but her fifth column here is stronger than most people realize. Our U.S.A. Secretary of Labor, alarmed at the strength of Communism in Europe, recently warned the nation that it takes just THREE PERCENT Communist membership in a union to make an entire union Communist dominated. He pointed out that Americans have been and still are making the mistake of judging Communists by numbers rather than power.

Just how much Russia could paralyze America through national strikes, as she recently caused a token, almost complete paralysis of France, remains to be seen. But she will be more successful than the great majority of Americans would have believed possible; it is predicted that strikes will throw the country into temporary chaos. The greatest danger, because of global war, will be in the maritime union. Other great dangers already lurk in the coal miners' union, now surly towards the government, and in industrial unions, especially in Pittsburgh, Detroit, Chicago, Milwaukee, and New York, and other similar cities where communists have been strong. Transportation strikes will be at least a temporary part of national anarchy.

WHY BE SILENT?

Our U.S.A. government knows this. For that reason the fact of World War III is kept quiet. American soldiers "disappearing" in the Russian zones of Europe by the hundreds, and outrages against Americans on the borders of those zones, are for the most part kept out of the papers. The American people are not prepared for this war that has now begun.

To speak these truths now is not going to make matters worse, because it is now apparent that appeasement is even more doomed to national disgrace in Moscow than it was at Munich. To admit, as 'Life' magazine has done, that World War III has already begun is not war mongering any more than was the awful Christmas message of the Holy Father: "The world is on the verge of a frightful abyss . . . men must prepare themselves for sufferings such as have never been seen."

Many thousands of persons reading these words I feel to be known to me in a personal way, because I have lectured to so many hundreds of thousands of Catholics in America during the past several years. And I would not dare to paint such a picture of material hopelessness if it were not true as I see it . . . and if it were not that there is a hope, beyond the material, there is a chance that World War III may never go beyond its present stage!

That hope is the promise which the Blessed Virgin made at Fatima, in 1917.

WORLD HOPE

"Russia," She said, "will be converted, and an era of peace will be conceded to humanity."

There is no doubt that it was the Blessed Virgin, Mother of Christ, who appeared in the heart of Portugal and made that statement.

"To prove that it is I," She said, "here in the Cova da Iria, on October 13 (1917), there will be a public miracle."

And there in the Cova da Iria, on October 13, more than seventy thousand witnesses . . OUR witnesses . . . saw a miracle. Moreover, prophecies made by the vision as threats in the event that Her requests were not heard, have all come true. She said: "If my reqests are not heard, in the next pontificate there will be another, more terrible war; whole nations will be wiped out; the errors of atheist Russia will spread over the earth; the good will be persecuted; the Holy Father will suffer much."

Perhaps the end of those threats has not yet come. Errors of atheist Russia may spread much farther than they already have gone, and the persecution of the good and sufferings of the Holy Father may just have commenced. Indeed, the Sovereign Pontiff himself believes that this is so, because at the dawn of 1947 he predicted "unprecedented suffering" for Europe.

And yet, in all the world wherever the message of Fatima is known, hope quickens men's hearts because of the promise made by the Mother of God at

Fatima, sealed by a public miracle.

In the Spring of 1946 I was saying goodbye to the General of a venerable religious order who was returning from America to Rome. "I hope it won't be so long," I said banally, "until we meet again." "I'm afraid," the now aged and venerable dignitary of the church said slowly, raising his cool gray eyes calmly but sadly, "that we shall never meet again; from what has happened to so many of our priests during the past ten years all over the world, I expect to die in Rome with the grace of martyrdom."

Some months later I was in Rome and met him.

"How do you feel now that you are back," I asked, "about the possibility of death at Communist hands?"

"From what I see about me," he answered, "and what you have seen yourself, there would seem little hope for Italy. But now I do have hope of peace . . . the hope of so many here in Europe: The Promise of Our Lady of Fatima."

Inflation

A Packard "Clipper" may be able to reach its destination on a flat tire, but it's a bumpy ride. The deflated member takes away much of the ease, comfort and speed of the drive for all the occupants of the car.

Men become flat tires—when they commit sin, especially mortal sin. Sinners make life more difficult for the rest of men. The more good people God finds in the world, the more blessings He sends to everyone. The more sinners he discovers, the more He limits his favors. The person in the state of grace is a blessing to the human race; a saint is still a greater blessing.

The School Marm of Snake Hollow

EDGAR DANIEL KRAMER

With a condescending snort, that cut through the wailing of the blustery March wind, the Harrisburg Express ground to a stop at Freedom. Lanky Job Sterner, standing a little apart from the crowd of Sunday loafers on the platform of the squat and smoke-smudged station, took an extra reef in his woollen muffler and pulled the flaps of his mangy corduroy cap tighter over his ears.

"Shucks!" he muttered his exasperation, as he squinted at the half dozen passengers alighting. "There's nary a female. She must have missed the train. I've made my trip fer nothin'."

While the group of idlers melted away, he shrugged his disgust and scowlingly watched the train resume its journey northward. As it pounded out of sight around the base of a low hill, he swung abruptly on his heel and almost collided with the stocky young fellow who came limping toward him, carrying a battered brown-leather suitcase.

"Are you by any chance Mr. Job Sterner?" the stranger asked, his ruddy, freckled features rippling into an ingratiating smile.

"That's me, young feller." Sterner eyed him quizzically. "What kin I do fer you?"

"My name's Wiley," the newcomer introduced himself with a twinkle in his blue eyes. "Dave Wiley. I was told you would meet me here. I'm the new teacher for the Snake Hollow school."

Sterner's lower jaw dropped and his eyes bulged, as he stared in bewildered amazement.

"But—but—but," he managed to gulp, "accordin' to the letter from the School Commissioners, they were sendin' us a young lady this time—a Miss Abigail Allen. Fact is, the Snake Hollow board specifically requested a woman. The teacher always stays with us an' ma's prepared fer a girl this time."

"Miss Allen would have come," Wiley explained, his face growing grave, "but she had an attack of acute appendicitis last night. She was hurried to the hospital and operated on immediately. I was the only person available to take her place. I think the Commissioners were secretly glad." He glanced down at his withered right leg. "Though not in so many words, they made me understand that things have been going from bad to worse at the Snake Hollow school and I feel that they believe a person like myself, left crippled by infantile paralysis, will have less trouble here."

"Humph!" Sterner sniffed and took Wiley's suitcase. "My car's out front." He led the way around a corner of the station. "What about your trunk?" he demanded, when they were climbing into the decrepit open car. "We can pile it in back."

"My folks will send it along later," Wiley told him, as he settled on the front seat beside the grizzled farmer, pulled his gray felt hat lower over his thatch of flaming hair and drew his head down into the upturned collar of his overcoat. "This business happened so quickly I did-

n't have time to pack."

"There's plenty of blankets." Sterner released the brakes and kicked the starter. "Wrap yourself up warm. This'll be a cold ride. The wind's blowin' fiercer every minute an' the thermometer's droppin', too."

With their breath lifting like smoke, they went rattling out of Freedom and jolting along the dirt road that twisted through the hills to Snake Hollow.

"Them Commissioners ain't never doin' what we ask," Sterner suddenly broke the silence between them, "We ask fer a school marm an', meanin' no offense, here you come along. The fact that our board figgered a school marm would solve our problem is just plumb ignored."

Wiley had nothing to say to that.

"We're gettin' pretty well fed up on them high-handed tactics," Sterner complained. "Fer years we've been wantin' a new school buildin' on a new site. Our tryin' ain't got us anywhere. A dog yappin' at the moon accomplishes just as much. Fact. Though we've done our best, there's simply no makin' a playin' place out of the school grounds. Fer one thing, it's on a rocky slope an' it ain't big enough er shaped right fer a ball diamond. That ain't the worst of it, though."

Wiley's interest quickened.

"Our one-room brick school buildin' is gittin' so ricketty," Sterner went on glumly, "it's more'n likely to collapse in blows like we're havin' today. We've patched an' propped an' re-enforced an' bolstered her, till there's nothin' more we can do. Folks are leery about sendin' their children to the ramshackle structure. They figure it a death trap. The law says the youngsters have to go to school. There you are. The Commissioners say there's no available funds fer a new schoolhouse. Mebbe next year. That's been their song all along. They'll wish they had scraped up the funds somewhere, if there's a tragedy an' they find themselves with a flock of damage suits on their hands."

Sterner wagged his head dubiously and they bumped along the rutted road for a time in moody silence.

"Say!" the old man demanded explosively. "You got any idea, Dave, what you're up against beginnin' tomorrow mornin'?"

"Only in a general way," Wiley replied.

"Then I'll be givin' you a bill of particulars," Sterner declared grimly. "Forewarned may be forearmed." He cleared his throat. "You're the sixth teacher we've had fer the Snake Hollow school since last September."

He paused dramatically to let the full import of that statement sink in and squinted at his companion sideways. Wiley's expression remained unchanged. Bundled in his blanket like a mummy, he sat staring straight ahead.

"One of them quit after two days," Sterner continued his doleful narrative. "Three of them stuck it out fer a week. The other two were stubborn. They hung on, till they were rode on a rail an' ducked in Schaeffer's millpond. Mr. Spence got his this past Friday. It'll be a miracle if he don't die of pneumonia. Yes, sirree! You've been handed a tough nut to crack, Dave."

"Who would you say is the leader," Wiley asked with unruffled equanimity, when they turned off the main road and drew up under the Sterner wagonshed, "in these disturbances?"

"Chet Walker!" Sterner snapped without the slightest hesitation. "He's been kickin' up the very dickens ever since we took the job of janitorin' the schoolhouse away from him an' his sister, who weren't really needin' what little it paid them, an' gave it to old Betsy Miller, who's actually been in want. I ain't figgerin' Chet bad er mean. Fact is, I believe there's real stuff in the lad. He's big fer eighteen years an', in spite of the bullyin' ways he's let himself drift into, he's a born leader. He's—"

"In other words," Wiley interrupted, as he climbed from the car stiffly and began energetically working the cramps out of his muscles, "Chet Walker is the key to the situation. If I spike Chet's guns, the rest will be

A Lesson from a Martyr

An incident in the life of John Breboef is worth remembering. If you used a Daily Missal at Mass this morning, you noticed that this is John's feast day, along with his fellow Jesuit martyrs.

John was a missionary among the Indians of New York. Before killing John, the tribe put him through a series of horrible cruelties. John did not try to escape from a single torture. This courage astounded the Indians, and after John's death they cut out his heart and sliced it up into small pieces which were given to the warriors to eat. The savages ate this meat with desire and relish, for they felt that the source of strength and perseverance in John was in his heart, and they wanted to be made of the same heroic stuff.

It was really the love of Christ and His grace that made John courageous under his trials. Our Blessed Lord left us a special means of obtaining that grace for every need of our soul in Holy Communion. We must eat Him: "My flesh is really meat, and my Blood is truly drink."

smooth sailing."

"That's just about what it boils down to, Dave," Sterner agreed, as they followed the boardwalk to the house, whose kitchen windows glowed mellowly through the boisterous, windwhipped dusk. "If you do?" Both his manner and his voice made it plain that he entertained not the slightest hope of Wiley's accomplishing any such thing. "Put Chet in his place an' there will be absolutely nothin' to it."

Then they were in the cozy, immaculate kitchen, that was redolent with the palate-tickling aromas of savory cooking.

"Pa'll take you right to your room," Motherly Mrs. Sterner, a twittering wren of a woman, smiled, as her husband introduced Wiley. "You'll want to wash up after your trip. There's water in the pitcher on the stand. Here's the light, pa." She lit an oil-lamp on the sideboard. "As soon as you're ready, supper will be waitin'. I know you're hungry an' I hope you'll like my cookin'."

"I'm sure I will," Wiley laughed back over his shoulder, as he disappeared up the steep, narrow stairs on Sterner's heels. "That frying ham has my mouth worse than watering."

Sterner came down almost immediately. As she turned the thick, juicy slices of ham with a huge two-pronged fork, his wife glanced up inquiringly.

"Another lamb bein' led to the slaughter, Marthy," he grunted. "Sendin' a cripple to handle Chet Walker an' his gang. Huh! Them Commissioners must be out of their minds."

From over their heads, through the sounds of the dragging steps, Wiley's cheery whistling drifted down to them.

"Listen to that, Job." She cocked her head knowingly to one side. "I wouldn't say the lad's worryin'."

Sterner looked puzzled.

"Though the lad has a crippled leg," she added thoughtfully, "he's a redhead, Job. He's got a good pair of shoulders, too, an' a fighter's jaw. Mebbe he—"

She didn't finish. Still whistling gaily, Wiley was coming down the stairs.

* * *

The next morning, when Wiley and Sterner came in sight of the schoolhouse, black smoke was pouring from its tall chimney to be whirled away in the savage gale, that was sweeping down from the north. A noisy crowd of boys and girls were milling around the entrance.

"It ain't eight-thirty yit," Sterner grumbled, as they clattered down the slope, "but as near as I kin make out everyone of your pupils is on hand already. Old Betsy's got a sure-enough fire goin'. You kin be positive of one thing, Dave. You'll be gittin' a warm recepton. Sure you ain't wantin' me to stay?" he queried anxiously, as he swung his car to a stop and Wiley scrambled out, while the assembled school looked on silently.

"I'd rather you wouldn't," Wiley told him bluntly. "I want to be altogether on my own."

"Suit yourself." Sterner started away. "So long an' good luck!"

Wiley waved to him and limped toward the schoolhouse entrance.

"Here comes our new school marm," a jeering voice drawled, as Wiley approached the crowd, that separated to allow him to pass. "This is goin' to be good."

"You haven't any idea how good, Chet Walker." Wiley caught the mocking glance of the broad-shouldered, swarthy young fellow, who stood a head over the tallest of the others. "No idea at all."

Their eyes clashed like challenging rapiers. Their glances held. Walker's was the first to waver. Something in Wiley's steely stare flustered him. Chuckling, victor in the first skirmish, Wiley unlocked the door and pushed inside. The boys and girls followed him and filed into their seats. He remained by the door and watched. When they were all in their places, an expectant hush filled the big, low-ceilinged room.

Near where Wiley was standing a battered bench leaned against the wall. On it was a water pail and a tin cup. There were

One Little Secret of a Happy Life

One secret of a sweet and happy Christian life is learning to live by the day. It is the long stretches that tire us. We think of life as a whole, running on for us. We can not carry this load until we are threescore and ten. We can not fight this battle continually for half a century. But really there are no long stretches. Life does not come to us at one time; it comes only a day at a time. Even tomorrow is never ours until it becomes today, and we have no hint whatever to do with it but to pass down to it a fair and good inheritance in today's life well lived.

It is a blessed secret this, of living by the day. Any one can carry this burden, however heavy, till nightfall. Any one can do his work, however hard, for one day. Any one can live sweetly, patiently, lovingly, purely, until the sun goes down. And this is all life ever means, a fair and good inheritance in today's duty; fight tomorrow's temptations, and do not weaken or distract yourself by looking forward to things you can not see, and could not understand if you saw them. God gives us nights to shut down upon our little days. We can not see beyond. Short horizons make life easier and give us one of the blessed secrets of brave, true, holy living.—ANON.

eight rows of individual desks and seats, an even dozen in each row. In front of these were two long, low-backed benches. The front of the room was occupied by the teacher's desk on a raised platform facing the board, middle aisle, by a rosily glowing, potbellied Franklin Stove with a coal scuttle, poker, shovel and tongs in the corner to the right and by an immense bookcase with leaded glass doors in the corner to the left. Blackboards were set in the front and rear walls as well as in the spaces between the windows on both sides.

All eyes glued on him, Wiley went limping to his desk.

"Miss Wiley," Walker jeered, when the new teacher faced about, "you'd better beat it, while the beatin's good."

"Meaning?" Wiley's eyes narrowed to mere slits.

"You ain't the man for this job," Walker retorted, "an' you know it."

"I know nothing of the sort!" Wiley contradicted flatly. "I'm staying here. If I go out, I'll have to be put out. That's final!"

"We Snake Hollow folks are accommadatin', if nothin' else," Walker guffawed, as he squirmed his gorilla-like bulk out of his seat. "You're goin' to get the bum's rush an' in a hurry, too." He propped open the door and the wind came howling in. "You're goin' to walk out or you're goin' to be chucked out," he leered, as he sidled toward Wiley. "Take your choice."

The atmosphere was electric. The onlookers seemed to be holding their collective breath.

"I'm warning you, Walker!" Wiley addressed the advancing youth grimly. "If you start anything with me, I'm going to defend myself."

"Why you crippled shrimp!" Walker bellowed. "You must be crazy! I'll break you apart an' fling the pieces to the crows."

With that, his long arms flailing, he swooped at Wiley. In spite of his physical handicap, Wiley eluded him like a wet eel. Again Walker snatched at his intended victim. Again Wiley escaped his clutches. Everybody was so intent on what was happening in the front of the room that no one saw Sterner tiptoe in and stop dead just across the threshhold.

"I'm warning you, Walker!" Wiley spoke between clenched teeth. "Stop this nonsense and get back to your seat or you'll have to accept the consequences."

"Listen, you!" Walker snarled, as he edged Wiley into the corner formed by the blackboard and the bookcase. "I ain't wantin' to bust you. It ain't too late yet, if you want to stop."

Wiley laughed without mirth. His bullet head thrust forward, his shoulders stooped, his arms spread wide, his legs spraddled, Walker lunged again. This time Wiley didn't retreat. He sprang forward as though hurled from a catapult. Timing it perfectly, his left fist came whistling from nowhere. It crashed into Walker's solarplexus with a thud that made the spectators wince. With a wheezing grunt, Walker doubled up like a jack-knife. Then Wiley's right, moving with the swiftness of light, smashed home to the point on Walkers's jaw. He tottered, his knees turned to water, his legs buckled, he spun around like a wobbly top, went sprawling across the desk, where he hung momentarily, and bumped to the floor on his face. Their eyes popping, the rest of the pupils sat as though metamorphosed into stone by this unexpected denouement. His Adam's apple stranglng him, Sterner could only stand and gape. Critically examining his knuckles, Wiley strolled toward the rear of the room. He grinned, when he saw Sterner.

"What a wallop!" the old man breathed. "I don't see how you pack a kick like a mule in that body of yours."

"I've always been handy with my fists," Wiley confessed. "My dad started me boxing when I was knee-high to a grasshopper, and I kept putting on the gloves even after my illness." He instinctively stroked his lame leg.



"My footwork, though, is nothing to write home about. Walker will come around in three shakes. A little water may help him."

As he kicked the door shut and reached for the tin cup, the violence of the wind seemed to increase. It shrieked around the shaking building like a frenzied host of demons. A lull followed. A rumble of thunder! A splintering crash! An ear-bursting roar! In a cloud of dust and plaster the front half of the ceiling collapsed and a deluge of bricks came pouring down. Instantly the school room became a choking, blinding smother, through which terrified screams and shouts knifed.

"She's done it!" Sterner croaked, as he groped to open the door. "The schoolhouse is cavin' in! She's—"

The stampeding children caught Wiley and smashed him against the wall, as they fought like maniacs to get out. The breath was battered out of his body but he kept his feet. More bricks avalanched down. Through the bedlam there lifted an ominous crackling.

"Fire! Fire! Fire!" a shrill chorus screeched.

Dazed and bruised and bleeding, Wiley was the last to stagger into the open.

"You all right?" Sterner was all solicitude.

"Everybody out?" Wiley gulped hideously, as a cloud of spark-laden smoke belched through the doorway. "Everybody?" Rapidly the cold air cleared his brain. "Walker?" he yelled. "Where's Walker?"

Nobody answered and he stumbled toward the blazing building.

"You can't go back in there!" Sterner protested, trying to restrain him. "Everybody's out but Chet." He indicated the smoke-filled doorway. "There's no savin' the lad now."

"I can try!" Wiley retorted, as the Masemores and the Hilkers came running from their places in sight of the schoolhouse. "Besides, I'm responsible for the fix he's in. If I hadn't knocked him cold, he'd be out here with the rest of us."

Breaking away from Sterner, Wiley plunged into the blazing inferno.

"Even if you could stand the smoke an' sparks," Sterner shouted at Sam Hilker above the banshee moaning of the wind, "ringin' the bell wouldn't bring anybody. It's not quite nine yit an' folks would think school was just startin'. Climb into my car, Sam, an' round up some fire fighters. It's a little way up the road. Mebbe we can save somethin'."

As Hilker jumped to do Sterner's bidding, Wiley came swaying to view. He was half-carrying, half-dragging Walker, who was still unconscious. As he stumbled across the threshhold, ready hands caught him and prevented him from falling.

While Sterner and the others gallantly fought the fire, Wiley, his hair and eyebrows singed, his face scorched and his hands burned, lay beside Walker wrapped in the men's overcoats and gulping the clean air into his tortured lungs. After a time he sat up slowly. Rubbing his bruised jaw, his face bloody and smoke-smudged, Walker sat up too. His bewildered gaze glued itself on Wiley.

"There's no savin' her, men!" Sterner at last capitulated. "The wind's too high. She's a goner. Snake Hollow's due to git a new school buildin' at last."

That elicited a cheer. Walker and Wiley clawed themselves erect.

M

What does the **"M"** mean? . . In the war zone, a letter is marked on the foreheads of the badly wounded: **"H"** for Hemorrhage, etc. **Emergency**! Those dangerous cases of **"M"** (Mortally Wounded by sin) are the most difficult of all: because the sin-victim so often tries to **conceal** his hurt, rather than **reveal** it for prompt treatment by the Sacraments. Whether wounded by sin! or by bullet! the nature of wounds—their treatment and cure—are strikingly similar.

TYPES of WOUNDS:— Most frequently injured organ in war is the spinal column. When **sin** wounds, too, the backbone always suffers. Sin breaks morale! breaks the Christian backbone! lowers resistance to further sins. **TREATMENT of WOUNDS:-** A military axiom: "every wound is infected." Not merely the opening where the bullet entered! but its **whole course** through the body, must be explored and fixed up. **Wound by sin** requires just as rigorous! and **complete!** examination (of consience). Any bit of infection undisclosed, keeps the soul from complete RECOVERY (of CHRIST).

CURE:—Big difference between the mortal wound of the battlefield, and the mortal wound of sin, is this: for the sin victim, while there is life, there is **always** hope. Doctors at the front, pass the mortally wounded soldier quickly by; aid must first be given to those with a **chance** for life. But no mortally wounded soul, need ever die. The Sacrament of Penance removes the infection however serious)! Convalescent diet: the Eucharist! Take not once! but **again** and **again!** to build up resistance to further attacks.

Thank God for Purgatory!

by **Eugene A. Dooley, O.M.I., D.C.L.**
(The Oblate World)

There is not much room in the Catholic Faith for smug complacency. The holiest hermit will always remember that even the great Saint Paul chastized his body and brought it into subjection, lest perhaps after preaching to others, he himself should become a castaway; and the holiest little Sodality girl will have her incipient pride deflated when she thinks of the responsibility she has for her faults of the past.

However much we love and respect our parents and others who are dear to us, if we are honest we must admit that they have their faults. It is easy for us to say that some one we love is "a saint;" but have we ever known anyone who has fulfilled completely the command of Our Divine Lord: "Be ye perfect as your Heavenly Father is perfect?"

No, all of us fail many times to observe God's law perfectly. And it is Catholic teaching that we shall have to pay for every deliberate fault, however small it may be. True, we may pay many of our spiritual debts in this life—by prayer, by sacrifice or by suffering. But most of us will settle our accounts in the life to come, in Purgatory. Christ Himself has assured us: "They shall not go out from thence till they have paid the last farthing." (Mathew 5:26)

Life seems full of those dramatic mysteries, wherein good people suddenly go wrong, or bad people suddenly reform. No one on earth has been issued an irrevocable pass either to Heaven or to Hell. The right combination of nature and grace will bring a soul to Heaven, and when it does, the accent is on the grace; the wrong combination of grace will send a person to Hell, and then the accent is on nature.

A bloated plutocrat will find that his shekels do not make the gates of Heaven swing wide when his bank balance is read; and the jolly pagan who worships God as he pleases will have his complacency jarred when he discovers that his self-made creed cannot quite measure up to the requirements set by the Carpenter of Nazareth who built a real organization and organism, endowing it with the right and power to rule in the rather sweeping statement, "He that heareth you heareth Me; and he that dispiseth you dispiseth Me."

Heaven and Hell are strong realities, no matter what any scribbler in the Sunday paper writes. It is all right to get the news, the sports and the fashions from the tabloids, but a person is silly and foolish if he draws his religion from the same murky sources. There is too much risk of

---

"What happened?" Walker rasped through the fiendish crackling of the flames. Huh?"

"What happened?" Sterner echoed. "When you insisted on bein' nasty, Mr. Wiley here hammered you to sleep with as neat a one-two as I've ever seen. He's got a mule-kick in each fist."

An ugly light in his bloodshot eyes, Walker scowled at Wiley.

"On top of that," Sterner went on, "while you were still dead to the world beside the desk, the whole northern gable came tumblin' in to bury you under a pile of bricks an' rubbish. It's a miracle you ain't killed."

"A tangle of beams and laths," Wiley explained, "caught on the desk and screened him from the falling bricks and timbers."

"The redhot stove," Sterner continued, "set the mess on fire an' you'd most likely be in there right this minute, if Mr. Wiley hadn't dragged you out at the risk of his own neck. Mr. Wiley saved your life, Chet."

"You knocked me silly," Walker stared at Wiley enigmatically, "an' then saved my life? Aint' that somethin'?" A slow grin spread over his broad, homely face. "Thanks a lot, Mr. Wiley! Will you shake?"

"Certainly!" Wiley laughed and clasped Walker's proffered hand.

"Now listen, Chet." Sterner leaned to Walker to make himself heard in the din of the crumbling walls, "when we git the new schoolhouse, we ain't intendin' to stand fer any monkey business from you er anybody else. This is what's called one of them ultimatums. We're thumbs down on trouble."

"With Mr. Wiley doin' the teachin'," Walker chuckled, "there ain't goin' to be any more trouble. I'll see to that."

And Chet Walker was as good as his word.

contagion in the fonts.

Believe it or not—there is mercy even in Hell! God does not drive a person there; rather does the soul itself turn to that place, finding it preferable to the shame of bearing the guilty marks of sin and unfaithfulness before the eyes of the Just and Merciful God. When at Judgment the individual soul sees how it has treated the graces, wishes and commands of the good Lord, there is so much confusion and chagrin in the revelation that the soul turns to some place of refuge or escape from those penetrating eyes of God. For a damned soul, even Hell with all its pains is preferable to Heaven—where the sight of God is a constant rebuke to one who has flouted His desires and wishes.

When Saint Peter denied Christ, he retained enough nerve to follow the procession of soldiers to the courtyard. All the time he must have been thinking, "What will the Master say to me? What will He do?"

What did the Lord do? He merely looked at Peter. No word of rebuke. No stinging sarcasm. No imprecations. He only looked. And Peter could not stand the gaze, because he went out and wept bitterly. Any place was better than there, under the searching eyes of the Saviour. The sense of guilt was the worst accuser, screeching its message into his very heart and soul.

Yes, there is mercy in Hell, though the man-on-the-street does not often stop to consider it. What he does think, however, is this: "Thank God for Purgatory. Thank God that I have a second chance to get into Heaven. I read each day about men dying suddenly, without time for preparation. Thank God for Purgatory, because it is like 'another chance' at Heaven."

Such colloquialism may not sound soft and sweet to the technical ears of a theologian, and its terms may not suit a precise student of Dogma. But it has its good points. The "purge" in "Purgatory" gives the keynote of its meaning. Souls in Purgatory are "purged" or cleansed or purified of all the guilt that remains upon them. So long as there is no mortal sin, there is hope for Heaven. The fires of Purgatory burn and satisfy for the debt of sin.

Care not for those who try to put bookkeeping into play to find out how long in Purgatory a soul shall have to stay, in order to satisfy for the debt of sins remaining as a blot on the soul. Care rather for this: that there is a Purgatory. Struggling souls on the road of life who commit sins through weakness rather than through malice have this "second chance" to do penance. In Hell there is no hope, but in Purgatory there is. That makes the difference, and it is all the difference in the world.

The ordinary notions of justice that men share are admirable things, even though the ways-and-means of securing and promoting this justice may be tainted with revenge or hate. Injustice is not a laudible feature in one who would enforce and maintain justice. Neither is weakness or desire for revenge.

Purgatory is no place of bliss, be sure of that. It brings pain of sense and suffering. It may bring sorrow for a length of years, as men reckon them. It brings separation from God. It postpones Heaven. It brings pain. But it is just. Justice is its characteristic and attribute. Just sorrow, just pain, just separation. God cannot be mocked, and the sins of men boomerang back upon themselves. They shall answer even for every idle word. Maybe there are some good and holy souls who die in such sanctity that they ascend straightway into Heaven. God grant that there may be many. The totality of human and priestly experience, however, insists that many persons die in debt to God Almighty. There may not be a mortal sin on their souls, but there can often be an army and a regiment of venials.

Shall God deny Heaven to them for venial sins only? Shall the Greatest Good be refused to those who have none but petty sins of weakness and human frailty? Is eternity in Hell to be the fate of persons who have not fully turned from God's law?

Pity those who answer "Yes." They know not the Justice of the Good God; neither do they know His Mercy. Pity those of other beliefs to whom the knowledge and belief of Purgatory is denied. Their consolations have been stolen from them. Pity those who do not understand the reasonableness of it all.

Purgatory can be a happy doctrine. The souls in Purgatory are sure of Heaven—which is far more than any of us can say of ourselves. This knowledge that their salvation is assured makes

---

Each time that I pass by a church,
I stop to make a visit,
So that when I am carried in
Our Lord won't say, "Who is it?"

—14 year old boy as quoted in the Annals of Our Lady of Lourdes (Jan. 46)

The last day will reveal how many got to Heaven on the wing and the prayer of their Guardian Angel.

The pause that refreshes is a visit to the Blessed Sacrament.

TNT and PRISCILLA

MAY CALHOUN

I stepped out into the roadway. It looked like a cream-colored ribbon weaving down through the broad acres of the ranch. I could see, if I squinted real hard, where it joined the state highway, rolling southward to the Rio Grande. But today as I looked something made me squint a little harder than usual, for there was a speck down on that road which, even as I looked became larger and larger.

"Well," I said to myself, "the nerve of some people—and to think it's a private road." Then I whistled as the full import of a realization slapped right above my eyebrows. I held my breath as the speck grew larger and developed into a red roadster which roared nearer and nearer. Jiminy, was it making time! I mopped my face in anticipation. "If that's my answer to a three-cent stamp," I said, giving my chaps an extra hitch, "I'm glad I didnt' send it special delivery. But if it is the answer, it's to be expected—considering the family."

The red devil roared itself to a stop opposite me with a flourish and a bang. A Miss Lucifer detached herself from the wheel and rounded the front of the still panting car. She eyed the steaming front for a minute, entirely disregarding me.

I coughed discreetly. She turned and I had time to see enormous black eyes under a mop of curly red hair before she exploded. "What are you standing there for, looking at it? It isn't a funeral yet. Man, my travelling bag is in the car. See that it gets into the house. I'm Cynthia Anne Grant."

"I know you are," I said "Your actions prove it distinctly, but you've no business speeding like that in a new car. You ought to be ashamed of yourself."

She looked at me in surprise, then her face crinkled into smiles everywhere at once. "Oh," she cried, "I know you— you're Don Carlton. Mother and Dad have told me all about you. I'm so glad—"

She came over as pretty as a redbird and took my hand. "You're Cynthia Hutton's daughter all right. Why I can hardly believe it—and yet—"

She laughed a trill as like her mother that it nearly knocked me over. "You want to say, Don Carlton, that I've the same temper. Alas, I'm Dad and Mother combined. His red hair, her eyes. And they don't call me 'Cinders' either; that's Mother's name. Mine is TNT."

"Quite appropriate," I said, "but you really ought to have more sense than to smash all records for speeding."

"I know," she hung her head penitently for a second, "but the truth is, Don—may I call you that, as Mother used to—when I turned from the highway into the ranch road and saw the familiar landscape, I got madder and madder and I just let go. I'm still mad." Her eyes flashed.

"I didnt' want to alarm you," I said, "or to make you angry."

"It's not your fault. Mother

---

them truly happy, despite their pains.

If they could speak to us, who are often inclined to dismiss the thought of Purgatory from our minds, they would bid us think of Purgatory every day. The thought that we must one day pay even for our slightest sins would be an effective curb of sinning.

But there is another reason we should think of Purgatory too. Let's not delude ourselves that those we love go straight to Heaven when they die. If they are like ourselves they must serve their time in God's "prison house." They are unable to help themselves while there; but we can help them by our prayers.

The Church prays every day in the Office and the Mass for these "faithful departed." During November she bids remember them in a special way —above all in the Holy Sacrifice of the Mass. Pray for them during this month of November. And pray for them that you may one day have the grace to thank God for Purgatory!

sent me up to find out what's the matter. She couldn't come. Dad was called to Venezuela on a sudden and she's scared to let him go alone, so she said I should come—that I was capable—"

I whistled. "According to all evidence, notwithstanding your size, you certainly are—you took that hill like a blitzkrieg."

"Grandfather well?" It was a family characteristic to disregard remarks when excited, so I took no offense.

"He is," I said, "but here's the thing in a nut shell. Can't we climb back into that car while I explain?" She nodded in the affirmative. We settled ourselves and then: "First of all, don't let on to your Grandfather that you were sent for—you're just here on a stray visit. You know, I suppose, that for the past three years he's lost out on the livestock?"

Again she nodded vigorously. "Mother almost blew up last year she was so mad. Dad had to take us to the seashore to cool off."

"To my mind," I said, "there's some reason for the failure of the several past years. Of course, he won't be ruined if it happens again, but I'm afraid his spirit will be broken—he's no longer young—"

She looked at me and quick tears filled her eyes.

"This year he puts up Texas Blue as a prize steer—the livestock show is good advertising for the ranch, you know. If she dies or is stolen, there'd better be some one of the family around."

"Grandfather any enemies?"

"I don't know offhandedly, but I suspect so. I can't tell you anything yet—you will see for yourself. You know I've missed out on things—that's why I've never seen you since your baby days."

"Strange, isn't it," she tossed her head, "and I've always wanted to meet you, Don Carlton. Dad's work in the mines is always taking him to world's ends."

"You know Padre Jose?" I asked.

She nodded. "Of course I remember him; he was always so good to me."

"Well, there's an extra reason why Texas Blue should get that prize. The Padre has been promised a thousand for his mission if he does. You can guess he's praying—and besides," I emphasized every word, "there are a few around here that don't care about religion and would be glad to see the Padre lose out; you know the propaganda that goes on amongst the poorer Mexicans."

"If I've got anything to do with it," she said with a stamp of her foot, "Padre Jose's prayers will be answered."

"Just calm yourself," I said. "You'd better go on in and explain your presence, TNT. I'm going to call you that—I like it. I'll see about the baggage and the car. Remember you are on a chance visit and keep your eyes open."

And she did, just as I expected Cynthia Hutton's daughter to do, from the very beginning. At the table that evening she was introduced to the others of the business family. "Mr. Mertik, my granddaughter, Cynthia Anne Grant," said James Hutton, and TNT's eyes narrowed quickly. "Mr. Southwell, my granddaughter, Cynthia Anne Grant," and her eyes brightened ever so lightly. "Aha!" thought I, "so that's that— the old game over again and I'll have to play chaperone."

Dart Mertik was the expert that Hutton had employed for the past few years on the ranch in cattle and horse breeding. Barry Southwell was my guest on the Hutton ranch and I was James Hutton's pal from the time we'd roped our first steer in Texas in the good old days. In an aside to you, Barry was no ordinary ranch hand but the son of and owner of an immense Montana sheep ranch.

"Ah, Miss Grant," said Mertik in an attempt to be facetious, "from down Mexico way?"

"Mexico way," replied TNT sweetly, "but not manana way, Mr. Mertik—I never put off until tomorrow what can be done today."

Mertik looked non-plussed, but TNT was all suavity in an instant and the meal went on cheerfully, the chief talk being about the merits of Texas Blue and her chances for the $10,000.

"If she loses, Cynthia," said her grandfather, turning to her, "I'll just give up, sell out, and come down to you."

"Ah, no, you won't, Grandfather," said TNT, "you couldn't stand to be away from this dear old place, and Margarita and Juan would die without you." Margarita and Juan, her husband, were the old trusted Hutton house servants. "Besides," said TNT with an emphatic nod of her head, "I'm praying hard that nothing will happen, and I'm sure Padre Jose is also."

"Praying for a steer! That seems rather strange, Miss Grant." Mertik's tone was sarcastic. "But then you Catholics are strange people."

TNT looked at him with level gaze. "I'm not praying for a steer, Mr. Mertik. People of your type always try to miss the essential point. I'm praying for my Grandfather and for the $1,000 for Padre Jose—to further his work among God's poor."

He laughed shortly. I could have slapped him but the conversaton took a pleasant turn and TNT became gracious. Barry was speechless. I knew what the matter was—TNT had bowled him over completely and I could feel the barometric pressure already. We finished the meal with a lot of more small talk, Mertik holding the floor

and Barry hanging on the bare edges.

And that was about what he did all the remaining time of the two weeks. It was Mertik who piloted TNT around and Barry who hung in the background.

"I'm going back to Montana," he growled at me in disgust; "a fellow hasn't even a chance with that shirt front from Chicago."

"Keep your shirt on," I said in comfort. "Onlookers see more than the players, and TNT isn't dumb by any means. She's using remote control in a lot of things. Why don't you make yourself into a private detective, son? That will help her a lot—I can't say anything more at present. She's not up here for her health."

"You mean Texas Blue?"

"Exactly."

"Well, Don, I've done a lot of thinking myself on that score. I've suspicions, I can't tell them, either. For one thing I know a check was received by someone on these grounds from the Prize Stock Corporation which has won the last two entries in the show. Of course, I can't tell to whom it was made out. The transaction may have been square—I don't know. Anyway, this suspicion business will be over in a few days. There's nothing going to happen. Everyone is on the alert."

But it did happen, and I'll never forget it. Just a few days before we were due to take Texas Blue to Fort Worth, James Hutton came out on the porch where TNT and I were sitting. His face was like putty and he staggered to a chair. "The steer's been stolen," he groaned; "Texas Blue is gone!" TNT was by his side in a bound. "Get Margarita, quickly," she yelled at me, "he's going to collapse." When I got Margarita out to them, TNT was fondling James Hutton's gray head and soothing him as one would a child. "I don't believe it, Grandfather; he's just slipped his leash," she was saying.

"No," he shook his head slowly. "No, he's gone—just like the others. I s'pose we'll find him dead as we did them. Mertik missed him this morning and is starting the search for him. He must have been stolen during the night."

TNT faced me, her eyes blazing. "You'll head the men, Don. I won't have Mertik—I want you and Barry." Her grandfather looked at her helpless.

"He should have been guarded," I said hotly.

IRELAND

Faithful Ireland promptly consecrated itself to the Immaculate Heart of Mary at the call of the Vicar of Christ. Solemn services were held in all churches, two years ago, and the prayers of the faithful rose to Mary's throne in sweet contrast to the harsh sounds of total war which laid much of Europe in ruins. That Ireland remained at peace with mankind is undoubtedly due to the all-important fact that it was at peace with God.

This Isle of Saints was ever devoted to the Virgin Mary, even from the days of St. Patrick who always spoke of Our Lord as the "Son of the Virgin". Indeed, the Mother of Jesus was not called "Our Lady" but rather "Mary Mother", "Mary the beloved", "The darling Virgin". To her alone was reserved the sacred name of "Muire" which the daughters of Saint Patrick never bore out of humility and respect. An ancient Irish Litany composed in honor of the Blessed Virgin as early as the year 725 abounds in such sweet invocations as "O greatest of Marys", "Mother of eternal glory," "Beauty of Virgins" and "Light of Nazereth". Shrines of Our Lady famous for numerous miracles, abounded on the island before the terrible Elizabethan persecution. Irish poets composed beautiful hymns in honor of the "Crimson Rose in the land of Jacob". It is claimed also that early in the 13th century the sons of St. Dominic came to Ireland and preached the Rosary which has since become a truly national heritage. It was the Rosary of Our Lady that sweetened their many trials during the dark days of persecution and kept the light of the true faith burning brightly when priests were proscribed and churches razed.

The apparitions of Our Lady of the Rosary at Fatima touched the Irish heart in a tender spot—the Rosary. The response was immediate and the message of Fatima spread in abundance. The Five First Saturdays were widely observed and individual families, often with the clergy officiating, were consecrated to the Immaculate Heart of Mary. The practise is still in great vogue, and it is no uncommon sight to see the parish priest, vested in surplice and stole, enthroning a picture of the Immaculate Heart of Mary in the Irish home, while the family, candles in hand, repeat the words of the Act of Consecration.

Ireland, like Portugal, was preserved from the late war through Our Lady's intercession. Its prompt obedience to Mary's call brought enviable blessings. It would be difficult to imagine the Irish race, proverbially devoted to the beads, indifferent to the heartfelt plea of the heavenly Lady who called herself "Lady of the Rosary" at Fatima. Her request was a "must" for the Emerald Isle and the triumph of her Immaculate Heart became a victorious Irish crusade.

"He was, Don," James Hutton said. "Mertik had men by the stables all night long."

"Blast Mertik," I exploded. "Did it ever strike you that I've warned you already about letting him have complete charge —that ever since he's been here —" Then I shut up real quick— I'd said too much. "Where's Barry?" I shouted.

"He's gone out to search," said Hutton. "Left as soon as we found out the loss."

"You stay with your grandfather," I said to TNT. "He needs you now. I'll go out with the boys. We'll find Texas Blue don't worry." She nodded miserably and I made off for the stables.

'Twas no use—an all-day job and the country scoured and no Texas Blue. At evening when the different groups came in there was the same news— nothing. The excitement was so great that I didn't miss Barry at first and then when we gathered around the table for a pretense of eating supper, TNT said: "Where's Barry?"

"Barry? Why hasn't he come yet?"

"I saw him at noon," said Mertik, "but not since—"

TNT went pale. "He ought to be home by now, Don. I'm afraid there's a storm brewing. The air is so hot and sultry." Just then, as if in answer to her remark, there was a terrific hubbub in the yard. We all made for the door. I had Hutton by the shoulders, for he was swaying like a drunken man. In front of us was a group of boys and, Jiminy, if they didn't have Texas Blue by the leash—safe and sound.

"Found him about a mile or so in the pasture!" shouted Sandy Jones waving his hat in the air. We all crowded around the steer, asking questions of each other and slapping its broad flanks. Then suddenly I saw past the group. Barry's horse was in the background riderless.

"Whats' this!" I said, striding through the crowd.

"Mr. Southwell's horse just loped in, Mr. Carlton," said a hand, touching his cap.

"Don't tell Miss Grant," I said.

"She's already seen, I'm afraid, Mr. Carlton. Here she comes."

I whirled to TNT. Her face was drained white and her immense eyes blazed like fire. "Barry — not here — where — why, Don, what's happened—"

"I don't know exactly," I said.

"Why," she blazed at me, "can't you see—he's someplace hurt—he's fallen—or," her face went even paler, "there's been foul play. Here, you give me that horse." She broke through the group and flung herself upon the mount. "I'm going to find him!"

"Stop her, Don," gasped Hutton. "She can't—it's going to storm—stop her!"

But TNT was gone like a streak. I flung myself upon a horse. "I'll follow her, Jim," I cried. "Don't worry—I'll bring her back safely!"

That ride through the gathering storm! The wind tore at us in shuddering gasps. We galloped mile after mile into the coming blast. Both horses were tired out with the day's work and what I foreknew happened. We could make no headway against the final terrific wall of rain and wind.

"Turn to the west," I yelled to TNT. "The limestone caves are within a half mile or so. We've got to make them. I believe we're in for a tornado!" She didn't even hear me and I pressed my mount against the side of hers and thus turned the two horses to the west. She clung sobbing to the pommel. "Barry, Barry," was all she could say.

We struggled into the largest cave, and I dragged her from her horse. She clung to me. "Don, Don," she cried, "we must go on. I've got to find Barry!"

"You'll do nothing of the kind! Hear that wind howling," I said. "It's plain suicide."

"You coward!" she yelled and struck at me with both fists.

I held her wrists and forced her to a sitting posture. "You'll stay here until the storm is over," I shouted. She collapsed on the floor of the cave and sobbed out as a child would do. I collected a few dry sticks to make a bonfire. We had to dry out. Thank God, it was summer time. The flame crackled lustily, and the interior of the cave was well illuminated. The storm was beginning to die down outside, but TNT kept up her sobbing and moaning. I could stand it no longer and went over to comfort her, when a sudden noise made me turn to the back of the cave. Then I cried out in hoarse joy at the sight I saw. "Barry Southwell! My God, Barry—"

He was crawling on all fours toward her and his face was like a light. Well, what can you do when dynamite and fire get together? There's only one thing —get out, which I did. And my eyes were full of water, and it wasn't rain, either.

We got Barry home after the storm. He wouldn't say anything but that his horse had shied, stumbled, thrown him and then galloped off. His foot had had a bad wrench, and he had dragged himself into the cave to rest a while and await rescue; but he been awakened by the storm and our voices. When we got back to the ranch, there was more juhad fallen asleep and had only bilation. Nothing would satisfy Barry but to be shown Texas Blue; so two of the boys carried him down to the stables and Hutton, Mertik, TNT, myself and a half dozen others brought up the rear. Texas Blue faced us in the dim lantern light, and his big eyes looked almost human in their surprise.

"Good old Boy!" said Barry, as he stroked his flank, and then, Jiminy, if that animal didn't

give the ground a gentle hoof and begin to speak in a low tone.

"Why was I taken to the limestone cave?" he said. "Why, I ask, was I tethered in a little hole in the back where I could hardly move?"

"Christopher Columbus!" said Shorty Jones, as he made for the door and I heard someone gasp. I was dumbfounded myself—I couldn't move—and TNT looked like a ghost.

"It wasn't nice at all," said Texas Blue, giving his cud a turnover, "and I'm glad Cynthia's prayers were answered and that Barry Southwell found me and turned me loose before I could be killed."

I went cold. Someone scrambled out of the stable. TNT gasped and sank on a bench, but Barry looked perfectly placid. The steer gave his head a little toss and looked at us.

"I think," he continued, "that Padre Jose should get his $1,000 immediately—I'm going to win that prize, and besides," with another toss of the head, "I think that the Padre wants to see Cynthia Anne Grant and Barry. Couldn't I carry her over to the church like the snowwhite bull carried Priscilla?"

"Jiminy!" I cried, and then it dawned on me. "Barry, you old hoax!" I gave him a push that nearly knocked him over. "Stop your 'ventriloquating' right away!"

TNT looked ready to faint. "It's all right," I said to her, "it's a sideline of his. He used to do it all the time. I'd forgotten all about it." Then again the truth of the situation hit me right above the eyebrows. "Did you find Texas Blue in the Cave?" I shouted at him.

Barry grinned at me from between the two cowboys who had been brave enough to stick to their job of support (all the others had gone).

"Ask Mertik," he said. I whirled around, but Mertik had vanished, and, as I saw James Hutton's face grim in the lantern light, I knew he'd gone for good.

"Let him go," said Barry. "It's circumstantial evidence only. But what I'm interested in right now is Texas Blue's proposal. Can he be your chariot, Cynthia?"

"Get out and get going!" I said in disgust without giving her a chance to reply. "You talk that over tomorrow. It's midnight now and no time for foolishness." But I saw from the look of TNT's face that she wasn't at all averse to being a second Priscilla on her wedding day.

Fatima Question Box

Is it true that Fatima is "just another Lourdes" as many people claim?

It is not. At Lourdes, Our Lady said very little to Bernadette. She made no promise that might be considered, in some specific manner, related to predestination, such as that connected with the practice of the FIVE SATURDAYS requested at Fatima. Our Lady promised to obtain the graces needed for salvation to all who make the Five First Saturdays in obedience to her request made at Fatima. Furthermore, at Fatima, Our Lady revealed deep interest in contemporary history and gave counsels regarding World War One and World War Two, besides foretelling the conversion of Russia. The sun miracle worked at Fatima in the presence of 70,000 witnesses is unique in Christian history. Finally, Our Lady affirmed that she was the Immaculate Conception at Lourdes in 1858, four years after the definition of the dogma by Rome. At Fatima, she requested the universal triumph of her Immaculate Heart which Pope Pius XII accorded to her in 1942.

Is there a Religious Congregation dedicated to Our Lady of Fatima?

Yes, there is. The Congregation of Servants of Our Lady of Fatima was canonically approved by the Sacred Congregation of Religious on October 11, 1939. These religious who wear secular garb assist at the Rosary Basilica in Fatima and perform other corporal works of mercy in the spirit of Our Lady of Fatima.

Was the Portuguese hierarchy opposed, at first, to the unusual manifestations reported by the three shepherds at Fatima?

Very much so. They forbade all active participation in the events which were attracting so much attention, and threatened to suspend clergymen who manifested public sympathy for them.

(Our Lady of Fatima Magazine)

What's in a Name?

IF YOU WANT YOUR BABY TO GROW UP LIKE ST. THERESE DON'T BURDEN HER FOR LIFE WITH SOME SUCH NAME AS PEARL

By CAROL CRACRAFT

(St. Joseph's Magazine)

With all due respect to Mr. Shakespeare, a rose by any other name may smell just as sweet, but a Catholic child without a saint's name, a name that he recognizes as a saint's name, is missing an important help to his eternal salvation.

Recently I visited my son's kindergarten class. This was in a parochial school, mind you. I was appalled to observe how many Garys and Laurens and Merles there were in the class. I do not mean to belittle the acting abilities of Gary Cooper or those of Miss Bacall, but I do feel that their influence is not going to be very strongly felt in the lives of their young namesakes.

When you give your baby a saint's name in baptism, what are you actually doing for the child? We would do well to reflect on the purpose for which God gives a child into our care. He is not much interested in whether this son of yours will become president or a famous baseball player or a renowned concert pianist. This child is born into this world for the single purpose of saving his soul and gaining salvation.

First of all then, when you give a child a saint's name at the time of baptism, you are placing him under the protection and asking for him the friendship of that particular saint. This is truly a great gift to give to your child. Imagine the rich benefits that can be secured for a boy who is under the special protection of St. Joseph, for example.

In the second place, when you give your child a saint's name, you are placing before him a heroic example for imitation. What boy would not be stirred by the story of Ignatius Loyola, the soldier-saint? Warrior, statesman, priest—some of his adventures would make "Superman" tame reading.

St. Thomas More. There is a saint whose life has a message particularly for these times. A lawyer, a judge whose courts were models of efficiency. A loving father, a devoted husband, intimate companion of all the great men of his day. Prime minister of England during one of that country's great periods. Yet all the pomp and temporal glory of a great court could not turn his vision from the light of truth. So he died a martyr.

These children of ours are going to inherit a troubled world. What instruction the life of St. Thomas could give them!

Or consider the greater St. Thomas Aquinas. He possessed one of the greatest minds with which God has enriched the earth. His is the philosophy which will guide mankind through the chaos of the atomic age if we but give it a chance. A child brought up on the story of St. Thomas Aquinas might conceivably contribute greatly to the welfare of his country and the world.

What do you hope for your daughter's future? Do you envision her as having a successful career? Many are the saints whose lives could be an inspiration to her. Perhaps never before or since the Middle Ages have women played so prominent a part in the life of their times.

The most militant advocate of equal rights for women would envy Catherine of Siena her career. Born the daughter of a tradesman in Siena in the 14th century, she became the friend and counselor of popes and kings. In the face of powerful opposition she sought out Pope Gregory XI at Avignon, brought him back to Rome, and by letters to the kings and queens of Europe, made good the papal cause. She was an adviser to Pope Urban VI. Armed wth papal authority she travelled through Italy and reduced rebellious cities to obedience to the Holy See. Scholar, saint, stigmatic, she died at the age of 33. Has any woman in history rivaled that record of accomplishments?

St. Therese of Lisieux, the Little Flower, is a saint whose life any girl might well strive to imitate. Too often she is pictured as a sweet, docile creature. Quite the opposite is true. A strong minded, self-willed woman, she had to learn through bitter experience to subdue her will to the will of God. Never in her life did she get the things she most wanted. Wanting the life of high adventure and great sacrifice of a missionary, she had to spend her days obscurely in a convent. Yet she achieved the victory of sainthood. I keep a statue of the Little Flower over my kitchen sink to remind me that even a well washed dish or a well cooked meal is pleasing in the sight of God.

It is, perhaps, practical good sense to name a son Willoughby after our second cousin who is badly in need of an heir to his fortune. But how much better to name him John, for instance, after the Beloved Disciple, and pile up treasure for him in heaven.

LET US PRAY FOR THE CONVERSION OF RUSSIA

(Our Lady of Fatima Magazine)

Our Lady of Fatima in one of her apparitions to the three shepherd children at Fatima disclosed: "IF MY REQUESTS ARE HEARD, RUSSIA WILL BE CONVERTED AND THERE WILL BE PEACE."

What greater assurance do we need than the words of the Mother of God? She has promised that Russia will be converted and that there will be peace, **if we obey her requests as given at Fatima.** The conversion of Russia and world peace are conditional on **our obedience** to her requests. Thus, in united prayer of the faithful, and the faithful practice of her recommendations, is there the assurance — the guarantee — of the conversion of Russia and peace for the world — a peace which the world itself cannot give.

The many predictions of Our Lady of Fatima have come to pass, with the exception of the conversion of Russia and peace. These depend entirely on the faithfulness of our practice of the recommendations of Our Lady.

We must consider the importance and the significance of the Message of Fatima. What has been our attitude to the requests of Our Blessed Mother? Have we amended our lives, daily recited the Rosary, and practiced the devotion to her Immaculate Heart. If we have, we are doing our share. If not, we are disregarding the heavenly warning, and inviting another period of chastisement upon the world. It is not sufficient that only a few faithful members should adhere strictly to these recommendations. It is the duty of all to do so. The recommendations of Our Lady must be obeyed by everyone, everywhere. The triumph of the Immaculate Heart of Mary is contingent upon the faithful practice of Mary's Fatima recommendations. She has told us: "WHEN MY IMMACULATE HEART TRIUMPHS THERE WILL BE PEACE."

When we take the Message of Fatima seriously, we realize the vast amount of good that will come through the triumph of Mary's Immaculate Heart. The conditions laid down in the heavenly Message are not strenuous, onerous, nor difficult to perform. They are merely the ordinary conditions that any good Christian should be practicing daily. They are few and easy to practice — PENANCE, DAILY ROSARY, AND DEVOTION TO THE IMMACULATE HEART OF MARY.

Through our united prayers Russia would be converted and there would be peace. Peace will come only after the conversion of Russia. What greater blessing and gift could we wish for than the blessing of world peace — a true, just, and lasting peace — a peace which the world itself cannot give. Through the conversion of Russia that peace will come.

Let us then, in all sincerety and earnestness, lovingly comply with the recommendations of Our Lady of Fatima, and pray for the conversion of Russia. The Rusian people may not do this for themselves, and the duty of making atonement for the love that they have rejected devolves upon us. Let us not forget the obligation of making reparation. Reparation is a duty. Unfortunately, it is one that we are often prone to forget.

As good Christians, we must make atonement for the neglect of the spiritual things by the Russian people. Many of them have rejected God. For this we do not hate or despise the Russian people. We love them, and we sympathize with them. We must pray for them that through the triumph of the Immaculate Heart of Mary, they may receive the graces of conversion and Catholic Unity. We must atone for the insults heaped upon the Hearts of Jesus and Mary by erring communists, who have rejected God.

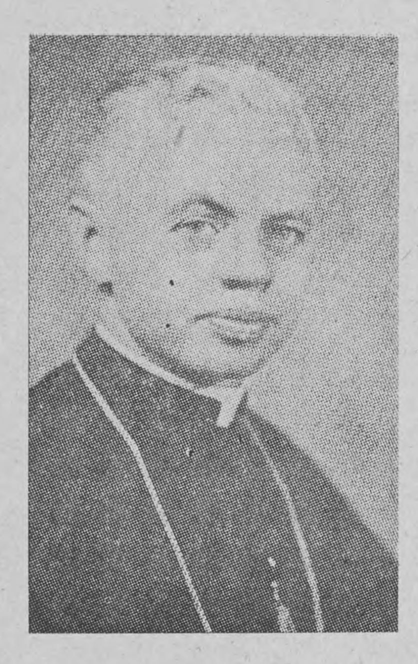
With a contrite heart then let us turn to Mary. Let us pray hard, ever so hard, for the conversion of Russia. Let us make sacrifices in reparation to the Immaculate Heart of Mary, that through her intercession Russia will be converted, and that an era of peace will be conceded to this weary world.

Through united prayer and the faithful practice of the recommendations of Our Lady of Fatima will Russia be converted and peace reign in the world, through the triumph of the Immaculate Heart of Mary.

The Cardinal Fring Fund

FOR THE RELIEF OF NEEDY CATHOLICS IN WESTERN GERMANY

IN THE DIOCESE OF SASKATOON



The visit of Cardinal Fring of Cologne on the occasion of the Marian Congress in Ottawa, has brought to life a plan in Canadian Catholic circles, with the aim to relieve the intense sufferings of the people of Western Europe.

His Eminence, Cardinal McGuigan, Archbishop of Toronto, and His Excellency Archbishop Charbonneau of Montreal, recommended the establishment in each Diocese of Canada a Cardinal Fring Fund to help the hungry and starving people of Europe, particularly the needy Catholics of Western Germany.

His Excellency Bishop Pocock very heartily endorsed this plan, immediately taking steps to establish a Cardinal Fring's Fund in the Diocese of Saskatoon, and appointed Rev. Father Sluga, O.M.I. of Handel, as diocesan organizer of the Fund.

A meeting was held at Saskatoon on Oct. 17. under the chairmanship of His Excellency Bishop Pocock, and after outlining and discussing the purpose of the Cardinal Fring Fund, the Diocesan Committee was organized as follows:

Honorary Pres. and Patron of the Fund—
His Excellency Bishop Pocock.

President — Dr. F. L. Eid, Macklin, Sask.

First Vice-Pres. — Dennis Mahoney, Saskatoon, Sask.

Second Vice-Pres. — Mrs. C. Millar, Fiske, Sask.
Rt. Rev. Msgr. Baudoux, Prud'homme, Sask.

Sec.-Treas. & Diocesan Organizer —
Father J. Sluga, Handel, Sask.

Ways and means for a successful drive were discussed, and the following resolutions were adopted:

(a) to inform the Pastors of the Diocese by a circular letter of the importance of the Cardinal Fring Fund;

(b) to establish in each parish and mission, local canvassing committees under the chairmanship of the pastor.

Through a special appeal, all the people of good-will and good-heart and especially all members of the Saskatoon Diocese, will be asked to co-operate most heartily, and to support the Fund by donations of money, food and clothing, in order to save the people of Western Germany from want and starvation, and to safeguard Christianity and Civilization.

The "Marienbote" takes great pleasure in seeing an organized charitable service of this kind started. We feel certain that our readers of the Saskatoon Diocese will give their whole-hearted support to this good work.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Is there any penalty in the Church for one who makes profit from indulgences? —

Yes. Canon 2327 of Church law states that profiteers from indulgences suffer excommunication which may be removed only by recourse to the Holy See.

Just what does excommunication involve? —

An excommunication excludes a person from the communion of the faithful and carries with it the following consequences: An excommunicated person may not administer the Sacraments or sacramentals. Neither may he receive any Sacrament nor (after judicial sentence) a sacramental. He is likewise excluded from ecclesiastical burial if he dies without having manifested signs of repentance (if a declaratory or condemnatory sentence has been passed). Furthermore, he does not share in any indulgences, suffrages, or general prayers of the Church. But the faithful may pray for him, and a priest may celebrate Mass for him privately. An excommunicated person may not exercise any act of ecclesiastical jurisdiction.

Is Gilda a Catholic name?

There is a St. Gildas. He appears to have been associated with St. Cadoc at Llancarvan and to have afterwards lived as a hermit on an island off the south coast of Wales Glastonbury abbey claimed to have been the scene of his death. He lived in the sixth century and his feastday is on January 29. There is also a Gildas the Wise. Gilda may be a corruption of that name. It is not listed in my books of reference.

Do we gain more by attending a High Mass than by attending a low Mass? How much more?

The intrinsic value of the Mass remains the same, but the external ceremonies add greater solemnity to the High Mass and by reason of these we gain more merit, but it cannot be measured, and very much depends upon the disposition of the one attending Mass.

Are we supposed to bow our heads during Benediction every time the priest and altar boys do?

When the priest rises to put incense into the censer, he and the servers bow. At such times the people certainly would not bow their heads. At the words 'Veneremur cernui' they may bow and it might be very fitting, but it is not prescribed.

When the family prays together, some of the children fail to join. Is the father responsible to see to it that all his children pray, or is he responsible for the younger ones only, meaning about ten years old or younger?

The father and mother have a joint duty in this matter, but the father, being the head of the house, has the greater responsibility, and it concerns all the children living at home

Some people think that every time a person looks around during Mass, he or she loses some of its benefits. Is this so?

Every willful distraction deprives one of some merit, and this is true also with regard to those special merits one gains by attending Mass.

Someone told me that the undertaker injects poison into a corpse, so that if he is not dead he would die before being buried. He said that is the law. Is it right to do this to Catholics?

Before embalming may be done, the mortician must have a doctor's certificate that death has taken place, and the doctor must be sure of the fact before he issues such a document. This is also a moral duty.

Have you heard these?

A blushing young woman handed the telegraph operator a telegram to be sent which contained only the single word "Yes." Desiring to be of real help to the patrons of the company, he said: "You know, you can send nine more words for the same price."

"I know I can," replied the customer, "but don't you think it would look like I am too anxious if I said yes ten times?"

* *

Mistress: "But Hannah, you told me you were a fancy cook."

Hannah: "Yes'm, and this is one of the things I don't fancy doing."

Jack: "I drink a cup of hot water every morning."

Jim: "So do I; but my wife calls it coffee."

* * *

Mrs Wedley: "My dear, this afternoon I tried one of those lovely, newfangled mud packs. By the way, what do you think of mud as a purifier?"

Mr. Wedley: "Well, it hasn't done much for the turtle."

* * *

Vicar, enraged: "Did you hear Robinson snoring in church this morning during the sermon?"

Squire: "Yes, the rascal! He woke me up."

* * *

Her Father: "I do hope that you appreciate, that in marrying my daughter you are getting a very big-hearted and generous girl."

Young Man: "I do, sir. And I hope that she has acquired those fine qualities from her father."

* * *

Singer: "I insured my voice for $50,000."

Rival: "And what have you done with the money?"

Jack: "What is the greatest water power known to man?"

Jill: "Woman's tears."

STUDENT BURSE

Jeden Tag beten unsere Priesterstudenten zu Battleford die Gebete der „ewigen Novene zu Unserer Lieben Frau vom Schnee". Alle Wohltäter unseres Priesterseminars zu Battleford sind in diese Novene miteingeschlossen. Um unseren Katholiken Gelegenheit zu geben, persönlich an dieser ewigen Novene teilzunehmen, werden wir einen Plan ausarbeiten, der jedem das ermöglichen wird. Jeder wird seine Intentionen einsenden können, seine Bitten an Maria um Gesundheit, um gute Ernten, um Hilfe in besonderer Not usw. usw.

Unserer „Student Burse" für die Erziehung von Missionspriestern wurden folgende Gaben eingesandt:

Bisher eingenommen:	$3,836.92
Johannes Boser Sr., Vancouver, B.C.	5.00
Magdalena Doll, Fairview, Alta.	10.00
Johannes Fischer, Cloverdale, B.C.	2.50
Herr Wildeman, Cloverdale, B.C.	2.50
C.W.L. Studiengruppe, St. Mariengemeinde, Regina, Sask.	21.90
Ein Freund, Regina, Sask.	1.00
Frau J. Baker, Regina, Sask.	5.00
Frau C. Rist, Regina, Sask.	1.00
	$3,885.82

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada



Ware's
LIMITED